

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

7 (1.4.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Ewiges Heidelberg

Karl Friedrich von Baden stellte die unter bairischer Herrschaft ganz verfallene Heidelberger Hochschule wieder her, von vornherein mit der Absicht, daß sie mehr sein solle als eine Landesuniversität, eröffnete am Neckar der jungen Literatur eine Freistatt — die einzige fast in dem verödeten rheinbündischen Deutschland — und erlebte noch die Freude, daß die alte Rupertina zum dritten Male, wie einst in den Zeiten Otto Heinrichs und Karl Ludwigs, mit neuen schöpferischen Gedanken in den Gang des deutschen Lebens eingriff.

Hier in dem lieblichsten Winkel unserer rheinischen Lande stand die Wiege der neuen romantischen Schule. Das ephuumrankte, in den Blüthen der Bäume wie verschneite Schloß, die Thürme der alten Dome drunten in der sonnigen Ebene, die geborstenen Ritterburgen, die wie Schwalbennester an den Felsen hängen, Alles erinnerte hier an eine hochgemuthe Vorzeit, die der Sehnsucht so viel tröstlicher schien als die nüchterne Gegenwart. Achim Arnim und Clemens Brentano fanden sich hier zusammen, auch Görres, der phantastische Schwebler, der es drüben auf dem französischen Ufer, so nahe dem Pariser Söllenschlunde nicht mehr ausgehalten. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auf deutscher Erde überall wohl gefühlt, wo sie warmherzige Freunde fanden und ungestört ihren Idealen leben konnten; jetzt begannen die Norddeutschen mit Sehnsucht nach den schönen Landen der Reben und der Sagen hinüberzuschauen. Wie frohlockte Heinrich Kleist, als er aus seinem armen Brandenburg in die Berge Süddeutschlands hinaufzog. Erst in diesen romantischen Kreisen sind Land und Leute unseres Südens und Westens wieder recht zu Ehren gekommen. Die Vorliebe für den Rhein, die jedem Deutschen im Blute liegt, wurde zu einem schwärmerischen Cultus, nun da man ihn in fremden Händen sah ...

Der Rhein war jetzt Deutschlands heiliger Strom, über jeder seiner Kirchen schwebte ein Engel, um jedes verfallene Gemäuer spielten die Nixen und Elfen oder die Heldengestalten einer großen Geschichte. Eine Menge von Liedern und Romanzen, wie sie die Lust des Weines und des Wanderns eingab, versuchte diese Bilder festzuhalten. Die Balladen der klassischen Dichtung hatten zumeist irgendwo in grauer Vorzeit, auf einem unbestimmten idealen Schauplatze gespielt; jetzt mußte der Dichter auch seinen kurzen Erzählungen einen bestimmten landschaftlichen Hintergrund, seinen Figuren ein historisches Costüm geben. Man wollte die Wellen des Rheins und des Neckars hinter den Sagenbildern des Dichters rauschen hören, die biederben Sitten der deutschen Altvordern in seinen Helden wiederfinden.

Heinrich von Treitschke.

Heinrich von Treitschke am Oberrhein.

Zum Gedächtnis seines 40. Todestages von Walther Peter Fuchs.

In Heinrich von Treitschke wird das deutsche Volk stets seinen sprachgewaltigsten und leidenschaftlichsten Kämpfer zur nationalen Einheit verehrt. Wie sehr auch das gewaltige Werk, das er als Geschichtsschreiber hinterlassen hat, von der gelehrten Forschung im einzelnen überholt werden mag: als Ganzes wird es unvergänglich sein wegen jenes urmächtigen vaterländischen Pathos, das heute noch genau so zündet wie in den Tagen, da Treitschke zum erstenmal seine Stimme über ein zerrissenes Deutschland erhob. Es gibt in diesem Werk keine einzige Stelle, die nicht von der Glut des einen Gedankens durchleuchtet wäre: dem deutschen Volke den deutschen Staat. Gelehrte Forschung und politisches Kämpfertum haben sich in dieser Professorengestalt zu jener unauflöselichen Einheit verschmolzen, die uns heute wieder Vorbild geworden ist. Treitschke hat dem Vaterlande mit der Feder nicht mindere Dienste geleistet als andere mit dem Schwert.

Die entscheidenden Jahre im Kampf um die deutsche Einheit und schließlich auch die Erfüllung seiner heißen Wünsche, die Höhe seines Lebens, hat Treitschke am Oberrhein verbracht. Als akademischer Lehrer und politischer Schriftsteller hatte er sich bereits in den wenigen Leipziger Jahren einen geachteten Namen geschaffen, als er 1863 als außerordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Freiburg berufen wurde. Der Wahlpreuße und Protestant ist in der damals noch sehr kleinen Universitätsstadt nur sehr schwer heimisch geworden. Er betrachtete sie von vornherein nur als Durchgangstation zu einem umfassenderen Wirkungskreis, den er sich nur in Norddeutschland auf protestantischem Boden vorstellen konnte. In Freiburg hoffte er bei geringeren Amtspflichten mehr freie Zeit für literarische Arbeiten zu finden und besonders den großen und entsagungsvollen Entwurf zu fördern, der ihn seit ein paar Jahren beschäftigte: die Geschichte des Deutschen Bundes, mit der er den Deutschen wie in einem Spiegel das ganze Unheil ihrer staatlichen Fehlentwicklung vor Augen führen wollte. An Zuhörern fehlte es ihm auch in Freiburg nicht; selbst ältere Kollegen saßen regelmäßig in seinen Vorträgen. Aber Treitschke schimpfte doch weidlich über das geringe Niveau seiner Studenten, über die „märchenhafte Freiburger Faulheit und Sauferei“. Und da er bei seiner Taubheit schmerzlich den geistigen Austausch mit gleichgesinnten Freunden entbehrte, den er in Leipzig an der Tafelrunde des Ritzing in vollen Zügen genossen hatte, so verlangte er von seiner neuen Wirkungsstätte „nichts als ein Asyl für die nächsten Jahre“. Die nähere Bekanntschaft mit den herrschenden Richtungen des süddeutschen politischen Lebens hat ihm Freiburg nicht lieber gemacht. Der politisierende Klerus hatte ihm den Kampf bereits angesagt, bevor er noch auf der Bildfläche erschienen war, und keine

Woche verging, in der er nicht von der ultramontanen Presse als „Scheusal“ und „Dummkopf“ beschimpft worden wäre. Ihr politischer Rückhalt lag bei Österreich, während Treitschke aus seiner preussischen Gesinnung kein Zehl machte; eine Verständigung war unmöglich. „Der großherzoglich badische allerhöchste konfessionierte Durchschnittsliberalismus“ auf der andern Seite war ihm zwar persönlich mehr gewogen, aber in seiner partikularen Bindung erkannte ihn Treitschke doch bald als ein ernstliches Hindernis auf dem Wege zur Einheit. Es war ihm zu viel „Maulheldentum“, zu viel „wohlfeile Schreierei ohne rechten Mut“ dabei; er fand unter den Liberalen zu wenig Männer, die auf eigenen Beinen standen. Freiburg bedeutete ihm das „Exil in der Pfaffenstadt“. „Ich passe nicht zu diesen Menschen“, schrieb er, „ich stoße überall an und finde mich nicht in dies kleinstädtische Wesen“.

Inmitten dieser persönlichen Einsamkeit ist Treitschke zum radikalsten Unitarier geworden, den die deutsche Einheitsbewegung kennt. Wie seine liberalen Parteifreunde war auch er erfüllt von den Idealen der Freiheit und Einheit und von dem Glauben, daß das Ideal der Persönlichkeit sich nur in einem freien sittlichen Staat und in der Arbeit für ihn entfalten und vollenden könne. Weil den Deutschen ein solcher Staat fehlte, kämpfte er mit jeder Faser seines Herzens dafür, daß Preußen seine deutsche Mission erkenne und die Einheit des deutschen Staates endlich herbeiführe. Der Verfassungskonflikt in Preußen lag wie Meltau auf allen nationalen Hoffnungen. Statt parlamentarische Freiheit zu gewähren und durch ein vorbildliches liberales Regiment in ganz Deutschland moralische Eroberungen zu machen, verscherzte sich das Ministerium Bismarck durch seinen offenen Kampf gegen die Volksvertretung die Sympathien selbst bei denen, die mit heißem Herzen an Preußen als den Garanten der deutschen Zukunft glaubten. Auch Treitschke spottete bitter über den „Cäsar, der alles allein machen muß“. In dem Konflikt um Schleswig-Holstein stand er mit seinen Freunden bedingungslos auf der Seite des Herzogs von Augustenburg. Um seinen gerechten Ansprüchen zum Siege zu verhelfen, griff er sogar tiefer in seine Tasche, als seine Mittel es erlaubten. Der Sieg über die Dänen, „der größte Erfolg, den unsere auswärtige Politik seit 50 Jahren errungen hat“, erfüllte ihn mit tiefer Genugtuung. Er schien ihm das erste sichere Anzeichen dafür, daß Preußen, dessen inneres Regiment er als unsittlich verwarf, doch auf dem Wege zu seiner Bestimmung war. In diese Gemütsverfassung fällt die Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat“, das politischste, was Treitschke jemals geschrieben hat, sein deutsches Programm und Glaubensbekenntnis. Gustav Schmoller hat von ihr gesagt, daß sie den Höhepunkt der ganzen historisch-

politischen Schule darstelle, „ohne deren Hilfe das Deutsche Reich nicht zustande gekommen wäre“. Mit wuchtigen Keulenschlägen zertrimmte hier Treitschke die „Märchenwelt des Partikularismus“. In unwiderstehlichem Schwung der Gedanken legt er mit glänzenden Formulierungen die „politische Entfittlichung der Nation“, ihre innere Unwahrheit, ihre heillose Zerspaltetheit und Staatslosigkeit bloß. Allein Preußen ist es, das seit dem Dreißigjährigen Krieg im deutschen Staatsleben etwas Dauerndes und Großes geleistet hat, trotz aller Sünden. Wenn die Stunde der Gefahr, die Treitschke von Westen heraufziehen sieht, das Vaterland gerüstet finden soll, dann gilt es für die preussischen Patrioten außerhalb Preußens zur rechten Stunde an die Tore der kleinen Höfe zu schlagen und das Verlangen zu stellen: „Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preußen, mit einem Wort: Anschluß an Preußen, Anschluß an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands!“ Und wenn man in den deutschen Residenzen die Stimmen der Revolution von unten wiederum glaubt überhören zu dürfen, dann will Treitschke Preußen zur Gewalt, zur Revolution von oben aufrufen. „Es tut not, daß die Herzen heißer und die Köpfe kälter werden, daß die Wünsche der Patrioten sich zur Stärke persönlicher Leidenschaften steigern und der Verstand der Nation sich zur Einsicht erhebt: Nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleineren Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Zentralgewalt zwingen.“

Dieser Prophet, dem auch der Haß noch eine Tugend bedeutete, war der erste, der aus seiner Schrift die praktischen Folgerungen zu ziehen wagte. So sehr er die innere Politik Bismarcks verabscheute, mit Stolz und Bewunderung sah er doch auf den Mann, der den deutschen Namen zum erstenmal wieder zu Ehren gebracht hatte. Je deutlicher die preussischen Annerionspläne vor seine ahnende Seele traten, um so klarer erkannte er, daß das unbestreitbare positive Recht des Augustenburgers mit den Lebensinteressen des gesamten Vaterlandes in unauflösllichem Widerspruch lag. Es war die Tat eines aufrechten Mannes, als er sich vom Nationalverein lossagte, allen Autoritäten den Weg verlegte, nur auf sich allein gestellt das Recht des Herzogs verwarf und, noch bevor es Bismarck offen fordern durfte, für die Annerion Schleswig-Holsteins eintrat.

Seitdem bewegten sich beider Wege stetig aufeinander zu, der erst noch aus der Ferne bewunderte preussische Staatsmann und sein größter publizistischer Helfer. Noch trennten sie innenpolitische Anschauungen. Treitschke sah mit offenen Augen die Auseinandersetzung mit Österreich heraufziehen, die seiner „verhüllten Fremdherrschaft“ in Deutschland ein Ende machen mußte. Als die Stunde reif war und Bismarck ihn rief, ihm die Kriegsmanifeste an das deutsche Volk zu schreiben, die die innere Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit des Bruderkrieges darlegen sollten, da glaubte er seine Unabhängigkeit nicht opfern zu sollen, weil er als freier Mann dem Staate seiner Wahl und der deutschen Zukunft bessere Dienste leisten zu können. Als aber Baden sich am Bundestag auf die österreichische Seite schlug, da hielt es ihn nicht

länger in Freiburg. Er eilte nach Berlin, um Preußen in dieser entscheidungsschweren Stunde als Leiter der Preussischen Jahrbücher zu dienen. Die Brücken nach rückwärts waren damit vorerst abgebrochen: Sein akademisches Amt hatte er aufgegeben, ohne einer neuen Zukunft sicher zu sein; in Freiburg ließ er die Braut zurück, die er vor wenigen Tagen erst gefunden hatte; der Bruch mit dem Vater, dem Königstreuen sächsischen General, dessen jüngsten Sohn die preussischen Kugeln bei Königgrätz schwer verwundet hatten, beugte ihn tief. All das hat den Unbeirrbareren nicht gehindert, seinen Weg zu gehen. Er wurde nicht müde, mit rücksichtsloser Schärfe die Annerion der norddeutschen Mittelstaaten einschließlich Sachsens zu predigen und die doktrinäre Verstocktheit der preussischen Liberalen zu brechen. Die künstliche Unterscheidung zwischen dem preussischen Staat und seiner Regierung, die er bisher mühsam durchgeführt hatte, war gefallen: Treitschke wurde zum ehrlichsten Bewunderer Bismarckscher Staatskunst.

Als 1867 durch den Tod Ludwig Häufers der Heidelberger historische Lehrstuhl frei wurde, kehrte Treitschke nach kurzer Lehrtätigkeit in Kiel an den Oberrhein zurück. Seine Kampfnatur hätte sich keinen schöneren Wirkungskreis denken können als diesen jenseits des Mains, wo es galt, dem werdenden Reich den deutschen Süden zu gewinnen und die Heidelberger Tradition der politischen Geschichtsschreibung lebendig weiterzuführen. Die Heidelberger Zeit ist die glücklichste und sorgenfreiste in Treitschkes Leben geworden. Hier verlebte er die ersten Jahre seines Ehe- und Familien Glücks, hier hatte er endlich wieder den dauernden Kreis gleichgestimmter Freunde um sich, hier entfaltete er den ganzen Zauber seiner reichen Persönlichkeit und inmitten einer begeisterten Zuhörerschaft den Glanz seiner rednerischen Begabung. Die Heidelberger Jahre sind erfüllt von ernster wissenschaftlicher Arbeit. Hier spannt er die Fäden weiter, die er schon in Freiburg aufgenommen hatte. Der Aufbau des künftigen deutschen Staates, das war das Problem, das ihn hier an seiner Grenze unausgesetzt beschäftigte. Ob er in der Geschichte der „Republik der Vereinigten Niederlande“ den Weg nachzeichnete, den die Holländer vom lockeren Staatenbunde zum monarchischen Einheitsstaat gegangen waren, ob er in seinem „Cavour“ den Werdegang Italiens von der zusammenhanglosen Staaten Vielheit zur nationalen Einheit erzählte, ob er in dem Essai über den „Bonapartismus“ der deutschen Selbstverwaltung und inneren Freiheit die Durchsetzung des zentralistisch-cäsaristischen Staates in Frankreich gegenüberstellte, ob er England nach der Eigenart seiner Parteigeschichte und seiner Selbstregierung befragte: immer ist der politische Impuls unverkennbar, der alle diese Arbeiten geschaffen hat. Hier wurde mit großartiger Sachkenntnis und wundervoller Plastik der Gestaltungskraft um das Verständnis der nächsten deutschen Nachbarn gerungen, und zwar um des Vergleichs, um der Analogien und Lehren willen, die sie im guten oder bösen Sinne für die Gestaltung der deutschen Zukunft zu erteilen hatten. Die Ergebnisse dieser Arbeiten, die zu den Meisterwerken historisch-politischer Forschung gehören, wiesen Treitschke immer wieder auf die preussische Monarchie hin als den

entscheidenden Gestalter des gesamtdeutschen Staatslebens. Um dieser Erkenntnis willen trug er auch keine Scheu, in dem krönenden Aufsatz über „Das Konstitutionelle Königtum in Deutschland“ aus dem preussischen Verfassungskonflikt die Summe zu ziehen und die Grundzüge der Konstitutionellen Monarchie zu umreißen, die die Lebensform des Zweiten Reiches werden sollte. Hier wurde die alte Ranke'sche Einsicht von dem Primat der Außenpolitik aufs neue entdeckt: So lange Preußen die Einigung Deutschlands nicht vollendet hatte und heutelüsterne Nachbarn den jungen Staat umstanden, galt Sicherheit und Stärke nach außen als sein oberstes Gesetz.

Treitschke's Heidelberger Wirksamkeit hat ihren symbolhaft zusammenfassenden Ausdruck in jener hinreißenden Rede gefunden, mit der er seine Studenten 1870 in den Kampf entließ: „Nicht siegen oder sterben, wie es einst 1813 fichte der deutschen Jugend zugerufen, sondern einfach: siegen um jeden Preis.“ Die glanzvollen Tage von Versailles bedeuten die Erfüllung seines Lebens. Schneller als er selbst zu hoffen gewagt hatte, war seine Sehnsucht in Erfüllung gegangen. Preußen hatte nun wirklich die Rolle durchgeführt, die er mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit erkämpft hatte. Man begreift, in welchem Vollbesitz der Kraft er sich fühlen mußte. Das Straßburger Münster und der Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund: über diesen Siegespreis war er keinen Augenblick im Zweifel. Die Sonderrechte, die Bismarck den Süddeutschen zugestehen mußte, haben ihn tief geschmerzt. Er war und blieb der radikale Unitarier, der über Bismarck weit hinausging. Er wünschte die deutschen Dynastien im neuen Reich überhaupt nicht wiederzufinden, und als er sich notgedrungen auf den Boden der Tatsachen stellen mußte, hat er noch nachträglich dem neuen Staat in gewundener staatsrechtlicher Betrachtung den Charakter des Bundesstaates streitig gemacht. Sein Einheitsstaat ist ihm unerfüllt geblieben; erfüllt aber war die

nationale Monarchie, in der er nur Preußen als dem obersten Herrn über Krieg und Frieden den Charakter des „Staates“ zuerkennen wollte.

Es ist Treitschke das Glück beschieden gewesen, seine Dienste auch dem inneren Ausbau des Bismarck'schen Reiches zur Verfügung stellen zu dürfen. Neue politische Verantwortung und neue wissenschaftliche Arbeit strömten ihm in reicher Fülle zu, als er 1871 in den Reichstag gewählt wurde. Mit ganzer Kraft hat er sich diesen Aufgaben erst widmen können, als er 1873 einem ehrenvollen Ruf nach Berlin Folge leistete und neben der Vollendung seines Lebenswerkes, der „Deutschen Geschichte“, in mühevoller Kleinarbeit das Erbe von 1871 bewahren und ausbauen half. Wir wissen heute um die Grenzen seines Ideals. Nicht das Reich, sondern der sittliche Staat war allezeit sein hohes Wunschbild. Wegen der unerbittlichen Notwendigkeit des Schnitts hat er sich über die tiefe Tragik hinweggesetzt, die sich an unserem völkischen Schicksal vollzog, als Österreich aus dem deutschen Lebensraum hinausgedrängt wurde. Sein Blick war auf das Staatsvolk und seine Einheit gerichtet, nicht auf das Volk, das auch jenseits aller deutschen Grenzpfähle sitzt und zum Reich gehört. Seinem zutiefst preussischen Wesen ist der ungeheure Reichtum und die Vielgestaltigkeit des deutschen Lebens auch in den Jahren am Oberrhein nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Unser Blick ist weiter und unser Urteil gerechter geworden. Darum hat niemand das Recht, das Verdienst des Mannes zu schmälern, den der ewige Kampf um ein einziges großes Ziel hart gemacht hat. Wir sind im wahrsten Sinne seine Erben geworden. Nicht nur, weil die Ideale von gestern zu Selbstverständlichkeiten von heute geworden sind, sondern weil da, wo Heinrich von Treitschke's Traum über die Bismarck'sche Wirklichkeit hinausging, das Dritte Reich sein Sehnen erfüllte, als es endlich die Länder-schranken zerschlug, die seit Jahrhunderten Deutsche von Deutschen trennten.

Die Geschichte als reine Wissenschaft gedacht und souverain geworden, wäre eine Art von Lebens-Abschluß und Abrechnung für die Menschheit. Die historische Bildung ist vielmehr nur im Gefolge einer mächtigen neuen Lebensströmung, einer werdenden Kultur zum Beispiel, etwas Heißes und Zukunft-Verheißendes, also nur dann, wenn sie von einer höheren Kraft beherrscht und geführt wird und nicht selber herrscht und führt.

Friedrich Dieckhoff

Heinrich Lersch †

Der Lebensweg des Dichters.

Als ich ums Jahr 1889 auf die Welt kam, sah ich, wie ein kleiner, rußgeschwärzter Mann die Fäuste vor einem ledernen Schurzfell geballt hielt und mich mit groß verwunderten Augen ansah. Er nahm mich aus den Armen der Mutter und sagte: „Na, Marie, zieh ihn erst mal groß! Dann werd ich ihm wohl die richtigen Kenntnisse beibringen!“ Schwupps, war er weg! Als er wieder in die Werkstatt kam, fluchten die Gesellen: „Wo habt Ihr ihn? Dä Jung soll doch Kesselschmied werden! Und den wollt Ihr bei den Weibern lassen! Zer mit ihm, der gehört zu uns! Er wird zuerst mit Feuer getauft und kriegt den Hammersegen!“ Der Vater holte mich. Als er in die Schmiede kam, hatten die Gesellen schon ein schwer Stück Eisen heiß gemacht: er wickelte mich aus dem Schurzfell heraus und reichte mich rund. Die drei Männer nahmen die größten Hämmer, gaben dem Vater in die rechte den Barren und legten in seinen linken Arm das Kind. Mit furchtbaren Schlägen wickelten die drei Gesellen auf das weißglühende Eisen, daß die Funken im Feuerregen umherspritzten. Dann sprang der Vater wie besessen durch die Werkstatt: „Hohjeh, nicht gemückt und nicht geschrien! Hohjeh! Das wird ein Schmied! Ein Kesselschmied, der Junge gehört zu uns!“ Nachdem sie einige Krüge Wacholder getrunken hatten, waren die Feierlichkeiten zu Ende. Trotz aller Liebe wurde ich gleich krank, und jedes Jahr hörte ich ein Duzend Mal: „Nee, aus dem Jungen wird nix, den kriegt Ihr nicht groß!“ Mit sechs Jahren hatte ich zwölf Krankheiten überstanden und in der Volksschule war ich noch immer eine Spanne kleiner als der Allerkleinste. Die Kameraden wollten mich mit Puffen und Arschritten großkriegen, — half auch nicht. Die Lernerei schlug mir jede Stunde wie ein Brett auf den Kopf — wie konnte ich da hochkommen!

Doch die Kesselschmiede hatten ihren Spaß an mir: „Der Junge gehört zu uns, so ein Doz fehlt uns grade, der kann durch die kleinsten Mannlöcher kriechen und in den engsten Feuerkisten noch mit dem größten Hammer schlagen!“ Mit zehn Jahren ging ich jede freie Stunde in die Werkstatt und konnte eher einen Meißel schmieden als einen Aufsatz schreiben. Ich hatte bloß einen Wunsch, groß und stark zu werden, damit ich meine Feinde ordentlich verbimsen konnte. Dennoch blieb ich ein Drei-Käsehoch und war sehr traurig darüber. In diesem Elend fing ich zu dichten an. Aber die Verse waren nicht verzweifelt, wie mein Leben mir schien. Trotz und Mut, Jubel und Stolz füllten die ersten plattdeutschen Gedichte, — mir rief Feuer und Amboss, Hammer und Zange zu: „Junge, du gehörst zu uns! Die Arbeit macht Dich zu einem vollwertigen Kerl! Stolze Arbeiter haben stolze Kameraden!“

Solche Töne klangen, wenn ich dichtete, aus meiner Seele. Einmal verfaute ich mir in einer Fabrik die

Augen und blieb fast ein ganzes Jahr blind. Dann ging ich auf die Walze in die Welt hinaus: Jetzt aber alles Schöne für mich! Schön die Bauwerke und Kunstwerke, schön die Natur, in Italien und Flandern, in Nord und Süd. Es war mir, als riefen aus Bild und Buch, von der Bühne und aus der Musik mir die Künstler zu: „Zer mit ihm! Der Junge gehört zu uns!“ In Wien wurden meine ersten Gedichte gedruckt: „Von Einem, der Kessel und Strophen schmiedet!“ hieß die Überschrift, und ein Vers fing an: „Danke Dir, Schicksal, daß du in meine Hände einen Hammer gabst!“ Dann kam der Krieg, und meine Jugend schien schon zu Ende, — die Soldaten riefen: „Der Junge gehört zu uns! Zer mit ihm!“ Zum Abschied schrieb ich der Mutter einen gereimten Gruß in ihr Gebetbuch: „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen!“ Als Ersatzreservist mit R. I. R. 65 zum Westen; schrieb Gedichte als Tagebuch. Wurde 1917 als dauernd unbrauchbar entlassen, machte mich als Kesselschmied selbständig, heiratete, bekam Kinder, schaffte sieben Jahre in den Fabriken. 1924 begann ich, krank und erwerbslos, noch einmal zu dichten, als Protest und Testament, — in Haß und Hohn, Jubel und Trotz, Hoffnung und Glaube, schrieb ich mein Leben auf: „Mensch im Eisen.“ Seit 1924 bin ich Schriftsteller. Lebte, um gesund zu werden, in der Schweiz und in Italien. Schrieb noch sieben Bücher. Jeden Winter reiste ich, so weit die deutsche Junge klingt, von Kopenhagen bis Klagenfurt, von Kattowitz bis Amsterdam. Die deutsche Jugend holte mich zu Vorlesungen. Alles, was nicht kastenmäßig verkalkt und flammenmäßig vernebelt war, spürte den deutschen Tritt in meinen Gefängen, die deutsche Seele in meinen Liedern. Aus den Industriestädten und Werkplätzen riefen die jungen Arbeiter: „Zer mit dir! Du gehörst zu uns!“ Jetzt schaffen meine Brüder allein in der Kesselschmiede zu M.-Gladbach. Ich wohne auf dem Land: Bodendorf heißt unsre Gemeinde, Boden wie Boden und Dorf wie Dorf, an der Ahr, nahe dem Rhein. Seitdem ich einmal den Jahreskreis eines Bauernwerks gesehen habe, weiß ich, daß der Führer Recht hat, wenn er den Bauernstand als Grundlage der deutschen Kraft sieht. Zwischen Ackerfeld und Weinberg wurde mir klar, daß ich an den Schmiedefeuern keine rechte Jugend gehabt habe. Drum bin ich, ehemaliger Gefreiter, Jungzugführer im Jungvolk und Stammschulungsleiter geworden. Der Führer unseres Stammes ist mein Junge, der einmal „Manni“ hieß. Die Jungvolkbuben merken es gar nicht, daß ich Mitglied der Dichter-Akademie bin. In der Hitler-Jugend zu arbeiten, heißt, in drei Reichen zu leben. Den Kampf der Vergangenheit in der Gegenwart für die Zukunft fruchtbar zu machen. Alles in allem: Das Leben von 1889 bis 1936 war ein wunderbares Leben, weil es der Weg des Volkes aus dem Dunkel in das Helle war.

Naturschutz in Baden und badische Naturschutzgebiete.

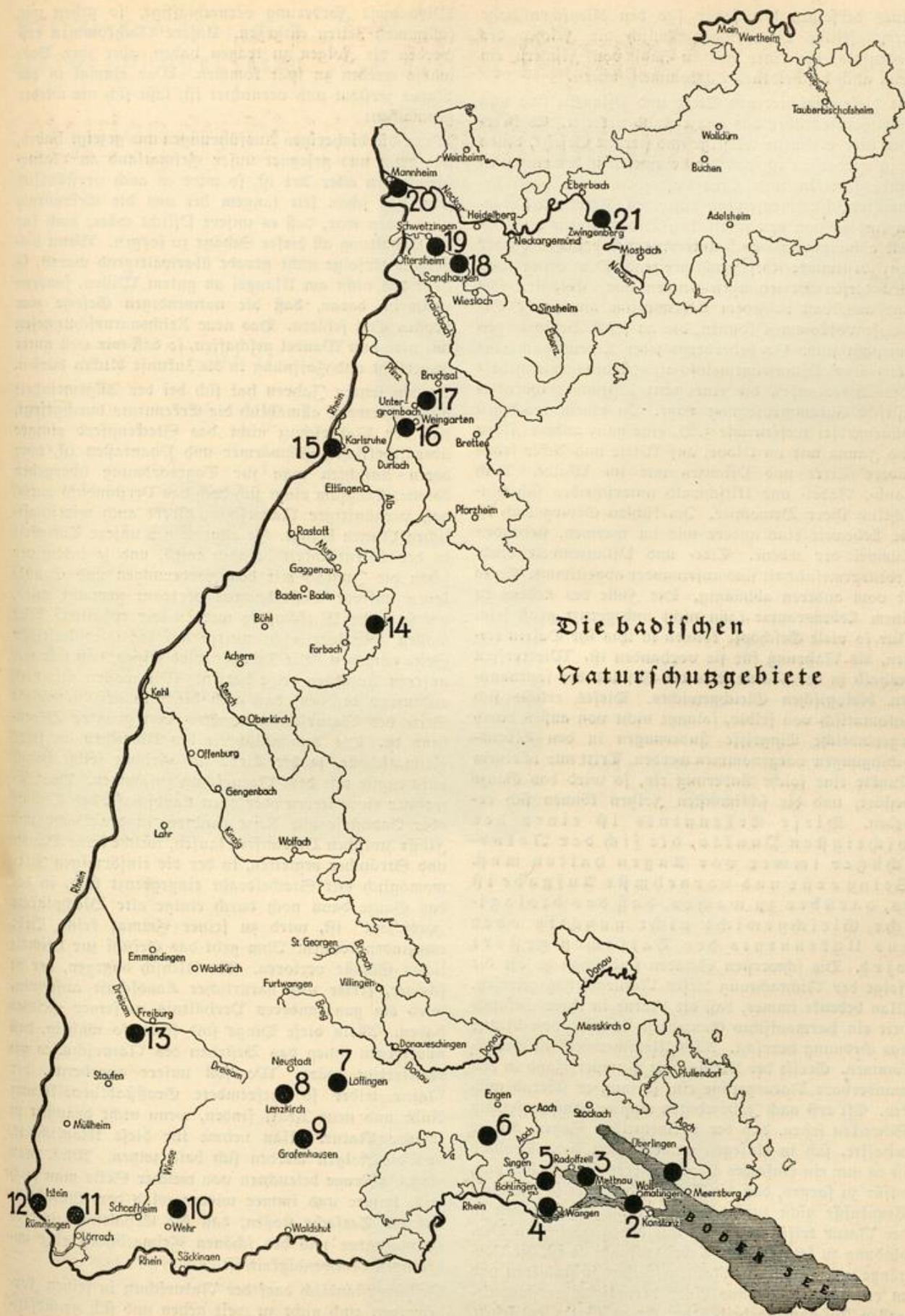
Alle Fragen des Naturschutzes können nur wirksam behandelt und gelöst werden, wenn man sich über die Verhältnisse seines Landes, seinen Aufbau, Klima, Bodengestaltung, die Beziehungen zu den umgebenden Gebieten und seine Entstehung klar ist. Ferner muß man alle Fragen beherrschen, die sich mit den Lebewesen jeder Art, d. h. also Tieren und Pflanzen, ihrer Entstehung, ihrer Verbreitung, ihren Wechselbeziehungen untereinander und zur Umwelt befassen. Ein Naturschützer, der wirklich etwas leisten will, muß daher in allen angedeuteten Gebieten umfangreiche Kenntnisse haben, vor allem auch solche, die er im direkten praktischen Verkehr mit der freien Natur gewonnen hat. Mit „Gefühlen“ und „idealen Auffassungen“ allein kann er nicht arbeiten. Viel wichtiger ist umfassende Kenntnis der Natur und ihres Geschehens sowie aller inneren Zusammenhänge und praktischer Sinn, der die gewonnenen Erkenntnisse für die Lösung der Naturschutzprobleme richtig verwendet. Unser badisches Heimatland ist in vielen Hinsichten eines der reichsten und gesegnetsten Gebiete Deutschlands. Schon die Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung macht es bemerkenswert. Die weite, fruchtbare Rheinebene mit großen Forsten und Kultursteppen, in die aber abwechslungsreiche andere Geländeformen, wie Sümpfe, Moore, Dünengebiete, Auwäldungen usw. eingestreut sind, bietet landschaftlich und biologisch unendliche Reize. Im südlichen Teile erheben sich Kaiserstuhl und Tuniberg und geben der dortigen Gegend ein besonderes Gepräge. Nach Osten hastet der Blick am Gebirge, dem Schwarzwald und Odenwald mit ihren vielen landschaftlichen Schönheiten und einer hochinteressanten Tier- und Pflanzenwelt. Am Übergang von der Ebene zum eigentlichen Gebirge betreten wir die Zone der Vorberge mit all ihren Besonderheiten. Ich erinnere nur in vielen Gegenden an die steilen und trockenen, von der Sonne stark bestrahlten Hänge, die der Landschaft ihr eigenes Gepräge geben und eine unendlich reiche und eigenartige Tier- und Pflanzenwelt beherbergen. Jenseits des eigentlichen Gebirgsstockes des Schwarzwaldes haben wir die weite Hochfläche der Baar, die wieder neue Bilder und neues Leben zeigt, und endlich im Südosten öffnen sich die gesegneten Fluren des Hegaus und des Bodenseegebietes, die in ihrer Art einzig sind.

Zeigt uns schon ein ganz flüchtiger Blick auf die Bodengestaltung unseres Landes eine solche Mannigfaltigkeit, so gilt das gleiche hinsichtlich der verschiedenen Landschaftsformen. Ursprünglich gehörte ganz Baden zum großen Gürtel des borealen Waldlandes. In dieses griff dann später der Mensch mit seinen Kulturarbeiten ein und schuf die ausgedehnten Forsten und Kultursteppen verschiedener Art, wie Wiesen,

Ackerland, Obst- und Weinbaukulturen. Auch die menschlichen Siedlungen geben dem Lande ein charakteristisches Gepräge.

Von besonderer Bedeutung ist endlich der Wasserreichtum unserer Heimat. Der Rhein vom Bodensee bis an die Landesgrenze im Norden ist unser wichtigster Strom. Er bedingt die besonderen Verhältnisse in der Rheinebene, insbesondere sind die Altwasser mit den begleitenden herrlichen Auwäldern von Wichtigkeit. Schwarzwald und Odenwald sind reich an schönen und kühlen Quellen und Bächen, die nicht nur für den Menschen von wirtschaftlicher Bedeutung sind, sondern auch durch ihre Schönheit der Landschaft ihren hohen Reiz geben, abgesehen von der auffallenden und bedeutungsvollen Fauna und Flora. Die Baar wird von der Donau und ihren Quellflüssen durchflossen. Biologisch unterscheidet sich aber bei uns dieses Flußgebiet nicht von demjenigen des Rheins, da die eigentliche Lebewelt der Donau nicht bis zu uns hinaufdringt. Wir können daher mit vollem Recht sagen, daß unser ganzes Land dem Stromgebiet des Rheins angehört. Auch an stehenden Gewässern ist unsere Heimat reich. Der größte deutsche See, der Bodensee, gehört zum größten Teil unserem Lande an und bringt ihm neben vielen anderen Vorteilen auch einen reichen Zustrom an begeisterten Fremden aus aller Herren Ländern. Im Schwarzwald finden wir zahlreiche Gebirgsseen, wie Schluchsee, Feldsee, Titisee, Ursee, Mummelsee usw. Endlich dürfen die prächtigen Hochmoore nicht vergessen werden, von denen wir nur diejenigen des Hohloh und des Kaltenbronn hier erwähnen wollen.

Wenn wir somit sehen, wie reich und vielgestaltig unser Land hinsichtlich Bodengestaltung und Landschaftsformen ist, so kann es uns nicht wundern, zu vernehmen, daß sich auch die Lebewelt diesen Bedingungen angepasst hat. Tiere und Pflanzen bieten eine Fülle des Interessanten. Nicht nur die eigentliche europäische Fauna und Flora ist sehr reich vertreten. Durch seine besondere Lage hat Baden auch zahlreiche Zuwanderer aus anderen Lebensgebieten erhalten, so aus dem Süden (Mittelmeergebiet), aus dem Westen, dem Norden und dem Osten. Es würde zu weit führen, diese Einwanderer hier aufzuzählen. Erwähnt sei nur z. B., daß in Baden sämtliche aus dem übrigen Deutschland bekannten Lurche und Reptilien vorkommen, ja daß unser Land als einziges in Deutschland auch die giftige *Aspis-Viper* beherbergt und zwar in der Gegend von Waldshut. Neben diesen verhältnismäßig neuen Zuwanderern finden wir dann aber auch Tiere und Pflanzen, die bezeugen, daß sie aus jener geologischen Epoche, die wir als Eiszeit bezeichnen, bei uns übriggeblieben sind. Wir nennen sie Eiszeitrelikte.



Die badischen
Naturschutzgebiete

Eines derselben hat sogar für den Menschen hohe wirtschaftliche Bedeutung, nämlich die Felsen des Bodensees, die einer großen Zahl von Fischern ein wenn auch bescheidenes Auskommen sichern.

Alle diese verschiedenen Tiere und Pflanzen sind nun nicht wahllos über das ganze Land verteilt. Es herrschen hier vielmehr wichtige und strenge Gesetze, denen es zu verdanken ist, daß die Lebewesen in den einzelnen Landesgebieten und Landschaftsformen in ganz bestimmter Zusammensetzung auftreten. Tiere und Pflanzen sind ja von den sämtlichen Bedingungen der Umwelt abhängig und auch untereinander bestehen wieder ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten. Die Lehre von allen diesen Beziehungen nennen wir Ökologie. Sie sagt uns, daß in jedem Lebensraum nur solche Geschöpfe vorkommen können, die an seine Bedingungen angepaßt sind. So beherbergt jeder Lebensraum eine Tier- und Pflanzengemeinschaft (Lebensgemeinschaft oder Biocoenose), die eine ganz bestimmte charakteristische Zusammensetzung zeigt. In einem trockenen Dünengebiet treffen wir z. B. eine ganz andere Flora und Fauna wie im Moor, auf Wiese und Acker leben andere Tiere und Pflanzen wie im Walde. Auch Laub-, Nadel- und Mischwald unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Bewohner. Im kühlen Gebirgsbach ist die Lebewelt eine andere wie im warmen, stehenden Tümpel der Ebene. Tier- und Pflanzenwelt einer Lebensgemeinschaft sind aufeinander abgestimmt. Eines ist vom anderen abhängig. Die Fülle des Lebens in einem Lebensraume kann nicht unbegrenzt groß sein. Nur so viele Geschöpfe können in ihm ihr Dasein fristen, als Nahrung für sie vorhanden ist. Wir treffen deshalb in der Natur stets den Zustand des sogenannten biologischen Gleichgewichts. Dieses erhält sich automatisch von selber, solange nicht von außen durch irgendwelche Eingriffe Änderungen in den Lebensbedingungen vorgenommen werden. Tritt nur in einem Punkte eine solche Änderung ein, so wird das Ganze gestört, und die schlimmsten Folgen können sich ergeben. Diese Erkenntnis ist einer der wichtigsten Punkte, die sich der Naturschützer immer vor Augen halten muß. Seine erste und vornehmste Aufgabe ist es, darüber zu wachen, daß das biologische Gleichgewicht nicht unnötig oder aus Unkenntnis der Tatsachen gestört wird. Die schwersten Schäden sind schon zu oft die Folge der Nichtachtung dieses Naturgesetzes gewesen. Man bedenke immer, daß die Natur in ihrer Gesamtheit ein harmonisches Ganzes ist, in dem von Natur aus Ordnung herrscht. Alles Menschenwerk ist unvollkommen. Greift der Mensch mit plumper Hand in das wunderbare Naturgefüge ein, so muß er störend wirken. Oft erst nach Jahrzehnten muß er dann zu seinem Schrecken sehen, daß der vermeintliche Segen, den er erhoffte, sich in Unsegen umgewandelt hat. Deshalb ist es nur ein einfaches Gebot unserer Selbsterhaltung, dafür zu sorgen, daß die Technik, der man ja alle diese Kenntnisse nicht zumuten kann, keine Maßnahmen in der Natur trifft, ohne sich mit denen vorher in Verbindung zu setzen, deren Lebensaufgabe es ist, die Vorgänge und Gesetze im Naturgeschehen zu studieren und zu erkennen. Nur aus einer derartigen verständnisvollen Zusammenarbeit kann etwas Gutes entstehen.

Wird diese Forderung vernachlässigt, so gehen wir schlimmen Zeiten entgegen. Unsere Nachkommen erst werden die Folgen zu tragen haben, aber ihre Vorwürfe werden zu spät kommen. Was einmal in der Natur zerstört und vernichtet ist, läßt sich nie wieder gutmachen!

Wenn die bisherigen Ausführungen uns gezeigt haben, wie reich und gesegnet unser Heimatland an Naturschönheiten aller Art ist, so wird es auch verständlich sein, daß schon seit langem bei uns die Erkenntnis vorhanden war, daß es unsere Pflicht wäre, auch für die Erhaltung all dieser Schätze zu sorgen. Wenn bisher die Erfolge nicht gerade überwältigend waren, so liegt das nicht am Mangel an gutem Willen, sondern vielmehr daran, daß die notwendigen Gesetze zum großen Teil fehlten. Das neue Reichsnaturschutzgesetz hat hier nun Wandel geschaffen, so daß wir voll guter Zuversicht und Hoffnung in die Zukunft blicken dürfen. In den letzten Jahren hat sich bei der Allgemeinheit glücklicherweise allmählich die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Naturschutz nicht das Steckenpferd einiger überästhetischer Schwärmer und Phantasten ist, über deren Ansichten man zur Tagesordnung übergehen könnte. Langsam ringt sich doch das Verständnis durch, daß vernünftiger Naturschutz direkt auch wirtschaftlichen Nutzen bringt. Je allgemeiner unsere Tätigkeit in der Öffentlichkeit bekannt wird, und je intensiver schon die Jugend mit den Forderungen und Grundlagen unserer Bestrebungen vertraut gemacht wird, um so mehr Mitkämpfer werden wir erhalten. Wir wollen aber hier nicht weiter auf die wirtschaftliche Seite eingehen. Die Zukunft wird zeigen, daß wir mit unseren Ansichten recht hatten. Wir wollen nur noch andeutend betonen, daß auch die rein gefühlsmäßige Seite des Naturschutzgedankens von größter Bedeutung ist. Die Anhänglichkeit des Menschen an seine Heimatsscholle, ja die Liebe zur Heimat selbst hängt aufs engste mit dem Naturschutz zusammen. Der Bewohner einer leeren oder öden Landschaft, der Technik oder Industrie alle Reize raubten, in der Bäche und Flüsse zwischen Betonusernen laufen, welche keine Bäume und Sträucher begleiten, in der die einsörmigen Äcker womöglich mit Stacheldraht eingegrenzt sind, in der das Ganze dann noch durch einige alte Blechplakate „verschönt“ ist, wird zu seiner Heimat keine Liebe empfinden können. Ihm geht das Gefühl zur heimatischen Scholle verloren. Ein Mensch dagegen, der in schöner, freier und natürlicher Landschaft aufwuchs, wird ein ganz anderes Verhältnis zu seiner Heimat haben. Allein diese Dinge sind schon so wichtig, daß nur wegen ihnen das Bestehen des Naturschutzes gerechtfertigt wäre. Wo soll unsere abgehezte, der Natur leider so entfremdete Großstadtbevölkerung Ruhe und neue Kraft finden, wenn nicht draußen in schöner Natur. Man nehme ihr diese Möglichkeit, und die Folgen werden sich bald zeigen. Kurz, man mag die Frage beleuchten von welcher Seite man auch will, immer und immer wieder wird der Einsichtige auf die Tatsache stoßen, daß die Erhaltung unserer Heimatnatur und des schönen Heimatbildes eine unbedingte Notwendigkeit ist.

Selbstverständlich darf der Naturschutz in seinen Forderungen auch nicht zu weit gehen und sich grundsätz-

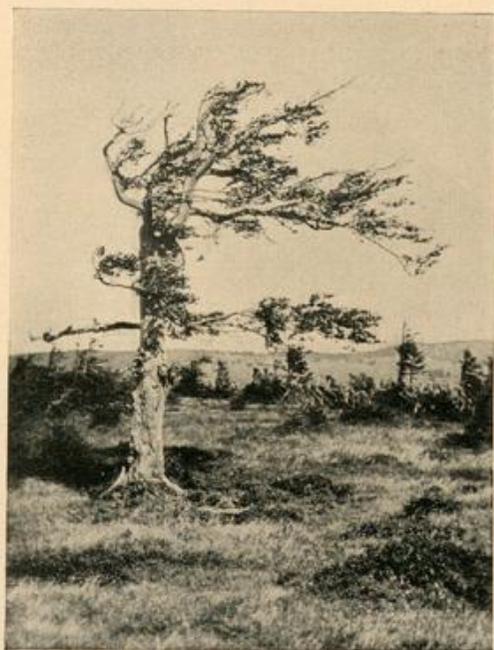
Bilder aus badischen
Naturschutzgebieten

Der feldsee.



Lösshohlweg
bei Jöhlingen.

Windgeicherter Baum
auf dem feldberg.





Naturschutzgebiet
Sandhausen.



Anfliegende
Flußeeschwalbe,
Insel Langenrain.



Moor
auf dem Zohlob.

lich gegen alle Belange der fortschreitenden Zivilisation stemmen. Es kann Maßnahmen geben, die im Interesse der Allgemeinheit einschneidende Eingriffe in Natur und Landschaft erfordern. Sich hier zu widersetzen wäre Unvernunft. Glücklicherweise aber sind heute die Naturwissenschaften in ihren Erkenntnissen so weit, daß sie in den meisten Fällen Wege zeigen können, die für beide Teile, Technik und Naturschutz, gleich gangbar sind. Es kommt nur auf den guten Willen an. Wenn dieser auf beiden Seiten vorhanden ist und sich die Technik rechtzeitig, schon in den Anfängen ihrer Planungen, an tüchtige Biologen wendet, die zugleich den Sinn für die Schönheiten der Natur haben, wird fast immer ein Werk entstehen, das alle Teile befriedigt. Gerade in diesem Sinne zu wirken, und ein solches Vorgehen mit allen Mitteln zu erreichen, ist eine der Hauptaufgaben der durch das neue Reichsnaturschutzgesetz ins Leben gerufenen Naturschutzstellen.

Wenn wir sahen, daß gelegentlich der Naturschutz vor der Technik zurückstehen hat, so gibt es andererseits auch Fälle, wo auch einmal das Umgekehrte der Fall sein muß. Wenn Kultur und Technik so unendlich viele Naturwerte vernichten, so müssen sie auch Opfer bringen, nicht nur aus Gründen der Billigkeit, sondern, wie wir schon sahen, im Interesse der Allgemeinheit. Die Technik ist nicht selbstherrliche Herrscherin, sondern sie steht im Dienste des ganzen Volkes und muß sich nach allen seinen Interessen richten.

Sehr erleichtert wird diese Forderung, wenn der Naturschutz hier ganz bestimmte Anhaltspunkte gibt. Wie das im allgemeinen möglich ist, haben wir schon angedeutet. Aber mit diesen Maßnahmen ist es noch nicht getan. Wir haben auch die Aufgabe, ja sogar die Pflicht, dafür zu sorgen, daß unsere Nachkommen wenigstens an manchen Stellen unserer Heimat noch Plätze finden, die ihnen ein Bild der möglichst unverfälschten heimischen Natur zeigen. Diese Gebiete dürfen im allgemeinen nicht zu klein sein, denn sie sollen einmal den Charakter der ursprünglichen Landschaft zeigen und zwar in allen ihren verschiedenen Formen, dann sollen sie aber auch deren Bevölkerung an Tieren und Pflanzen im natürlichen Bestand bewahren. Das kann meist nur auf ausgedehnten Flächen geschehen. Gelegentlich kann aber auch schon ein kleiner Tümpel, ein Gebüsch, ein steiniger Acker diese Aufgabe erfüllen. Hier die richtige Auswahl zu treffen, ist Sache der berufenen Männer des Naturschutzes. Solche Natur- und Landschaftsgebiete werden immer das Ziel aller Naturfreunde und Erholungsuchenden sein. Sie bilden ferner die Brutstätte und den Zufluchtsort für unsere reiche Fauna. Deshalb sehen wir heute die Schaffung solcher Gebiete als das Allerwichtigste im Naturschutz an. Was hat es für einen Zweck, viele Tiere und Pflanzen durch scharfe Gesetze zu schützen, wenn man ihnen durch Vernichtung ihrer Lebensräume die Existenzmöglichkeit nimmt? Schaffen wir überall und reichlich Natur- und Landschaftsschutzgebiete und sorgen dafür, daß in ihnen die Natur nach ihren Gesetzen frei walten kann, und daß keine Störungen in sie hineingetragen werden, dann braucht es uns auch um unsere Tier- und Pflanzenwelt nicht bange zu sein.

Diese Gesichtspunkte hat der badische Naturschutz von

Anfang an vertreten und hat auch darnach gehandelt, soweit es ihm bisher die Umstände möglich machten. Sorgfältige Auswahl der zu schützenden Gebiete ist Grundbedingung. Sie müssen sich über das ganze Land verteilen und jede Landschafts- und Geländeform umfassen. Oft ist die Schaffung eines solchen Gebietes ja so leicht, denn meist handelt es sich um Geländeformen, die der Laie als Unland oder Ödland bezeichnet, Gebiete, die dem Menschen scheinbar keinen Nutzen bringen. Wie segensreich aber gerade solches Ödland, sei es nun eine Düne, ein trockener Gang, ein Sumpf oder Moor, ein Tümpel oder Teich, eine dichte Hecke, ein verlassener Steinbruch, ein Stück Naturwald für die Umgebung sein kann, weiß jeder Eingeweihte. Restlose Kultivierung dieser Gebiete hat oft erst nach vielen Jahren die schlimmsten Folgen. Deshalb waren wir auch bemüht, möglichst viel von all diesen Dingen zu erhalten.

Was wir bisher auf diesem Gebiete erreicht haben, möchte ich im folgenden noch kurz schildern. Es ist leider recht wenig, was wir hierüber zu berichten haben. Wir wollen aber hoffen, daß uns das neue Reichsnaturschutzgesetz die Möglichkeit gibt, das bisher notgedrungen Versäumte nachzuholen. Bisher besitzen wir in Baden insgesamt 21 Naturschutzgebiete, deren Verteilung im Lande uns die beigegebene Karte zeigt. Auf ihr können wir auch gleich feststellen, wie wenig das ist und welche große Lücken noch klaffen.

Entsprechend der Numerierung auf der Karte beginnen wir mit dem Bodenseegebiet, das heute schon im ganzen sechs Naturschutzgebiete umschließt. Die Zahlen der Karte entsprechen denjenigen der folgenden Schilderung.

1. Seefelder Aach-Mündung. Es ist das erste Naturschutzgebiet, das nach Erklärung des staatlichen Naturschutzes in Baden im Jahre 1927 durch Erl. Nr. A 25299 am 15. Dezember 1928 durch das Ministerium des Kultus und Unterrichts gegründet wurde. Das Gelände stellt ein typisches Anschwemmungsgebiet einer Bachmündung dar und zeigt sehr reiche Bestände an Rohr, durchsetzt mit Bäumen. In den Rohrdickichten nisten eine große Zahl der verschiedensten Wasservögel. Die seichten Ufer und der Unterlauf der Aach bilden seit langen Jahren bekannte Laichplätze für die Fische der Uferzone. Fischerei und Jagd ruht in diesem Gebiet, dagegen ist die Streunutzung durch die Eigentümer gestattet.

2. Wollmatinger Ried. Das Wollmatinger Ried ist eines der bedeutendsten und schönsten Naturschutzgebiete unseres Landes. Es erstreckt sich am Nordufer des Seerheins von Strohmeiersdorf bei Konstanz bis zum Verbindungsdamm zwischen Festland und Insel Reichenau. Seine Fläche umfaßt 440 Hektar. Die Erklärung zum Naturschutzgebiet erfolgte am 4. Juli 1930 durch Erlaß des Unterrichtsministeriums Nr. A 14086. Ein schöneres und interessanteres Gebiet läßt sich kaum finden. Über die weiten Flächen schweift das Auge nach Süden über den Seerhein zu den Schweizer Bergen, im Westen ragen die Regal der Hegauberge auf, im Norden wird das Bild durch die Hügelkette des Bodanrückens abgeschlossen und im Osten grüßen die Türme des alten Konstanz herüber. Trotz der Nähe der Stadt herrscht

im Ried Ruhe und Frieden. Längs der Ufer des Seerheins und des Untersees breiten sich weite Verlandungszonen aus mit ihrem charakteristischen Pflanzengürtel und den typischen Formen der Uferbildung. Das Festland liegt teils noch im Bereiche der fast alljährlich bei Hochwasserstand eintretenden Überschwemmung und ist dann fast vollständig mit Wasser bedeckt. Eingestreut befinden sich aber auch Züge von Schneggländen, die stets trocken bleiben. Dieser verschiedenartigen Bodengestaltung entspricht eine überaus reiche Pflanzenwelt, die die Botaniker aus allen Teilen der Erde anlockt. Ausgedehnte Bestände von Rohr sowie Rohr- und Igelkolben bedecken die Überschwemmungsgebiete. In der Verlandungszone finden wir außer weiten Charawiesen große unter anderem mit *Carex stricta* und Sumpfkreuzkraut (*Senecio paludosus*) bestandene Verlandungsbüchten. Von untergetauchten Wasserpflanzen ist besonders der Wassererschlauch (*Utricularia*) bemerkenswert. In den zeitweilig überschwemmten Teilen des Gebietes finden wir eine derartige Fülle verschiedenartiger Pflanzen, daß es ganz unmöglich ist, sie alle hier aufzuführen. Wir erwähnen nur von Orchideen die *Orchis latifolia* und *Epipactis palustris*. Häufig ist auch der Lungenenzian, *Gentiana pneumonanthe*, anzutreffen. Die das Ried durchschneidenden Gräben zeigen wundervolle Bestände der sibirischen Schwertlilie, *Iris sibirica*. Dazwischen eingestreut erheben sich neben verschiedenen Weidenarten Büsche des wilden Schneeballs und des Kreuzdorns (*Rhamnus cathartica*). Die Trockenstellen beherbergen *Orchis ustulatus*, den Frühlingsenzian (*Gentiana verna*) und die Ruchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*). Daß ein solches Gebiet eine geradezu überreiche Fülle von Tieren aller Art einschließt, ist selbstverständlich. Die Gewässer des Riedes bilden ideale Laichplätze für die Unterseefische. Ihre Vernichtung würde für die Unterseefische eine Katastrophe bedeuten. Daneben ist die Insektenfauna und die übrige niedere Tierwelt so vielgestaltig, daß eine Aufzählung hier unmöglich ist. Erwähnt sei nur noch, daß das Wollmatinger Ried eine unvergleichliche Fülle von Wasservögeln aller Art anlockt und das ganze Jahr beherbergt. Zauben-, Zwerg- und Schwarzhalstaucher finden hier günstige Nistgelegenheit. Viele Arten von Wasserhühnern und Kallen sind hier zuhause. Lachmöven, Fluß- und weißbärtige Seeschwalbe haben Brutkolonien. Dazwischen schieben sich in reicher Zahl die Entenvögel. Stock-, Kolben-, Krickenten sind stets in großen Flügen zu sehen. Ihre Nester findet man überall im Schilf. Eine große Anzahl Höckerschwäne brütet im Gebiete. Auch Zwergrohrdommeln und Rohrweihe sind als Brutvögel vertreten. In den Lüften zieht neben dem Bussard, Sperber und Turmfalk der schwarzbraune Milan seine Kreise. Auf den trockeneren Stellen nisten Kiebitz und Brachvogel. Auch die Strandläufer sind in zahlreichen Arten vertreten. Nicht minder reich ist das Meer der Kleinvögel. Überall im Schilf stößt man auf die zwischen Schilfstengeln eingewobenen Nester von Teich- und Drosselrohrjängern. Auch der Rohrspatz fehlt nicht. Diese ganz oberflächliche Schilderung mag zeigen, welchen geradezu einzigartigen Schatz unser Land in diesem Gebiete besitzt. Die Streunutzung im Herbst sowie die bisher an

wenigen Stellen vorhandene landwirtschaftliche Bewirtschaftung, Jagd und Fischerei sind ohne Nachteil für das Gebiet gestattet. Dagegen sollte alles versucht werden, die seit Jahrhunderten gestattete herbstliche sogenannte „Belchenschlacht“, an der von Schießern aller Art vor allem die Bläßhühner in unsinniger Weise vernichtet werden, jetzt endlich zu verbieten.

3. Die Halbinsel Mettnau. Dieses Naturschutzgebiet schließt den östlichen Teil der Halbinsel Mettnau ein. Es wurde von der Stadt Radolfzell als Eigentümerin in einer flächenausdehnung von sechzig Hektar gegründet und durch Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. A 14086 vom 4. Juli 1930 bestätigt. Im allgemeinen Charakter gleicht die Mettnau dem Wollmatinger Ried, ist jedoch nicht so reich an Fauna und Flora wie jenes.

4. Öhninger Steinbrüche. Die auf der Gemarkung Wangen am Untersee gelegenen Steinbrüche wurden durch Ministerialerlass Nr. E 2062 vom 9. Januar 1935 unter Naturschutz gestellt. Die obermiozänen Süßwassermergel und Kalke, die wahrscheinlich in einem Maarsee abgelagert sind, werden durch die beiden früher zum Kloster Öhningen gehörenden Brüche (oberer und unterer Bruch) aufgeschlossen. Beide Brüche sind schon seit Jahren außer Betrieb und stark zerfallen.

Die Öhninger Schichten haben eine Fülle pflanzlicher und tierischer Versteinerungen geliefert und können als die reichste Fundstelle für obermiozäne Versteinerungen in Südwestdeutschland gelten. Die früher in Öhningen gemachten Funde sind leider in alle Welt zerstreut worden. Die größte Öhninger Sammlung besitzen die badischen Landesammlungen für Naturkunde in Karlsruhe. (Hier auch die früher im Gymnasium Konstanz aufbewahrte von Seyfriedsche Sammlung.) Größere Bestände an Öhninger Versteinerungen besitzen ferner: das Rosgarten-Museum in Konstanz, das Polytechnikum in Zürich, das Britische Museum in London und das Museum Teyler in Harlem. Berühmt geworden ist Öhningen f. Zt. vor allem durch den Fund des Öhninger Riesensalamanders, *Andrias scheuchzeri* Tschudi, des „Homo diluvii testis“ Scheuchzers.

Die Öhninger Steinbrüche sollen in nächster Zeit zur genauen Feststellung der Ablagerungsverhältnisse und der schichtmäßigen Verteilung der Fossilien mit Hilfe des Arbeitsdienstes durch die badischen Landesammlungen für Naturkunde wieder aufgeschlossen werden.

5. Böhlinger Schlucht. Die Schlucht befindet sich auf der Gemarkung der Gemeinde Böhlingen und wurde durch Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. A 15838 vom 30. Juni 1933 zum Naturschutzgebiet erklärt. Sie schließt Mergel und Tone vom Alter der Öhninger Stufe auf. Diese sind sehr reich an ausgezeichnet, d. h. mit Cuticula erhaltenen Pflanzenresten. Die Flora weicht in der Zusammensetzung etwas von der der Öhninger Brüche ab, besonders zahlreich sind Blätter von Platanen und Buchen (*fagus*).

Dipl.-Geologe Stauber, Zürich, hat mit Genehmigung der Landesnaturschutzstelle 1935 in der Böhlinger Schlucht größere Schürfe durchgeführt. Die bei dieser Gelegenheit gesammelten Fossilien gehen nach ihrer

wissenschaftlichen Bearbeitung vertragsmäßig in den Besitz der badischen Landesammlungen für Naturfunde in Karlsruhe über.

6. **Zoh en s t o f f e l n.** Dieser schönste und bedeutendste aller Hegauberge war seit Jahrzehnten einer unverantwortlichen Ausbeute als Basaltsteinbruch ausgesetzt. Der größte Teil seiner Schönheit ging hierbei verloren. Nur der aufopferungsvollen Tätigkeit unentwegter Freunde unserer heimischen Natur und Landschaft ist es zu danken, daß in letzter Minute das Reich eingriff und den Berg zum Naturschutzgebiet erklärte. Wir wollen hoffen, daß dieser Schritt nicht zu spät kam und wenigstens die Überreste der Nachwelt unverändert überliefert.

7. **Enzianwiesen bei Löffingen.** Die Wiesen liegen im Gewann „Im Allmend“ und umfassen zusammen eine Fläche von 45 Ar. Sie wurden durch Erlaß des Unterrichtsministeriums Nr. E 7130 vom 10. September 1935 wegen ihrer wunderbaren Bestände an gelbem Enzian (*Gentiana lutea*) unter Naturschutz gestellt. Nach dem 1. August ist die Grasnutzung gestattet. Desgleichen kann die Jagd ausgeübt werden.

8. **Ursee bei Lenzkirch.** Eines unserer landschaftlich schönst gelegenen Naturschutzgebiete ist der Ursee bei Lenzkirch im Bezirk Neustadt. Er umfaßt eine Fläche von 10 ha, 29 a und 29 qm. Seine Erklärung zum Naturschutzgebiet erfolgte durch Erlaß des Unterrichtsministeriums Nr. A 17270 vom 19. Juli 1934. Es handelt sich um einen alten Noränensee mit Torfmoorbildung. Das Moor enthält eine Fülle interessanter Pflanzen wie Wollgras, Sonnentau u. a. Desgleichen ist seine Tierwelt besonders bemerkenswert. Professor Lauterborn, Freiburg i. B., hat das Gebiet eingehend untersucht und bearbeitet.

9. **Schlüchtsee bei Grafenhausen.** Die Eigentümerin Frau Helene von Ernest stellte im Jahr 1935 den Antrag, den schönen kleinen Schwarzwaldsee unter Naturschutz zu stellen. Diesem Antrage wurde durch Erlaß des Unterrichtsministeriums Nr. E 7129 des gleichen Jahres entsprochen. Es handelt sich im Wesentlichen darum, das schöne Landschaftsbild zu schützen. Allerdings beherbergt das kleine Moor am einen Ende des Sees auch bemerkenswerte Pflanzen und Tiere. Die Nutzung der Jagd und der Fischerei ist gestattet, desgleichen das Baden in geordneten Grenzen.

10. **Wildenstein und Kaiserfelsen im Wehratal.** Bei diesem Gebiete handelt es sich in erster Linie um den Schutz landschaftlicher Schönheiten und bemerkenswerter Bodengestaltung. Eigentümer ist die Staatsforstverwaltung. Wildenstein und Kaiserfelsen liegen auf Gemeinde Wehr, Bezirksamt Schopfheim. Die Fläche beträgt 25 Hektar. Die Unterschutzstellung erfolgte durch Erlaß des Unterrichtsministeriums Nr. A 23916 vom 11. November 1932. Die Nutzung der Jagd und Fischerei sind gestattet.

11. **Rü m m i n g e r M o o r b e i L ö r r a c h.** In diesem Gebiete handelt es sich um den Schutz eines alten Eichenwaldes, der auch reiche Bestände von Schachtelhalm und Seegrass enthält. Auch die übrige Pflanzenwelt und die Tierwelt verdienen ausgedehnten Schutz. Das Gebiet wird besonders auch als Vogelschutzgebiet

betreut. Seine Fläche beträgt 6 Hektar. Es ist gelegen im Gewann „Eichelacker, Abt. I, Röttlerwald“. Der Eigentümer ist der Badische Landesfiskus, Domänenärar. Die Unterschutzstellung erfolgte durch einen Erlaß der Forstabteilung des Bad. Finanzministeriums Nr. 18163 vom 24. Juli 1925.

12. **I s t e i n e r K l o z.** Nördlich von Basel springt der Isteiner Klotz bis dicht an den Rhein vor. Er ist jedem Badener bekannt als eine der stärksten Befestigungen des früheren Reiches. Zu dieser Zeit war ein Schutz des Berges nicht notwendig, da das Betreten des ganzen Gebietes infolge der Befestigungsanlagen verboten war. So bildeten diese selbst den besten Naturschutz. Nach Schleifung der Festung war der Klotz von verschiedensten Seiten her stark gefährdet, so daß die Schaffung eines Naturschutzgebietes zu einer Notwendigkeit wurde. Zunächst pachtete der Landesverein für Naturkunde und Naturschutz in Freiburg i. Br. das betr. Gebiet. Am 5. Juni 1935 ging die Pacht dann an die Landesammlungen für Naturkunde über. Die Gesamtfläche, welche gepachtet wurde, umfaßt 650 qm.

Geologisch ist der Isteiner Klotz bemerkenswert als bedeutendstes nördliches Vorkommen des Malm in Rauraciner Fazies. Der Klotz wird aufgebaut aus Schichten des Malm, die sich von unten nach oben gliedern in: 1. Terrain à Chailles (34 m), dunkelgrüne Kalkmergel mit rauhen kieseligen Kalkknollen mit oft verkieselten Versteinerungen, zerfallend in eine untere Partie (Thurmanni-Schichten) und eine obere Partie (Pholadomyen-Mergel). 2. Rauracien (48 m), gegliedert in: Unteres Rauracien (Thamnastracemergel und Kalk), mittleres Rauracien (Korallenkalk), und oberes Rauracien (Brachiopoden-Kalk). 3. Astartien, unten (0,30 m) dünnplattige Kalke, dann mergelige oder oolithische Kalke mit Astarten (zirka 15 m) und als Abschluß 2 m Nerineenkalk und bei Efringen wohlgeschichtete gelbliche Kalke mit spärlichen Fossilien.

Die schichtungslosen Korallenkalke mit interessanten Verwitterungserscheinungen sind am Westfuße des Klotzes durch die Landstraße sehr schön aufgeschlossen, ferner bei Kleinkembs im Steinbruch an der Vollenburg, wo sie auch ziemlich reich an Versteinerungen, hauptsächlich Korallen und Seeigel-Stacheln, sind.

Die Brachiopodenkalke führen als Einschlüsse ovale oder runde Jaspisnollen, die im Innern in konzentrischen Zonen hell bis dunkelgrau gefärbt sind. Sie wurden vom Menschen der jüngeren Altsteinzeit (Magdalénien und Tardenoisien) zur Herstellung von Werkzeugen verwandt.

Die sonnenbestrahlten Kalkfelsen speichern große Wärmemengen in sich auf und haben zur Folge, daß sich eine xerotherme Kalkflora und Fauna angesiedelt hat. Von Pflanzen finden wir u. a. die Ruchenschelle (*Pulsatilla* vulg.), Federgras (*Stipa pennata*), von Orchideen *Orchis* und *Ophrys*-Arten sowie *Anacamptis*. Ferner ist bemerkenswert das Vorkommen der Narbonner Wicke (*Vicia narbonnensis*) und von *Quercus pubescens*.

Von Tieren sind von Bedeutung die Smaragd-Eidechse (*Lacerta viridis*), von Schnecken *Buliminus detritus*, *Cyclostoma elegans* und *Pomatias septemspiralis*.

Auch die Ameisen weisen interessante Vertreter auf wie *Camponotus aethiops* und *C. lateralis*. Unter den Heuschrecken ist *Ephippigera vitium* hervorzuheben.

13. Wiesen am Schönberg bei Freiburg im Breisgau. Diese Wiesen sind Eigentum des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz und sind bemerkenswert durch ihre reiche Orchideenflora. Wir erwähnen *Orchis militaris*, *O. simia*, *O. morio*, *O. ustulatus*, *Gymnadenia*, *Aceras anthropophora*, *Ophrys*arten sowie *Anacamptis*.

14. Wildsee-Moor. Dieses auf der Grenze von Baden und Württemberg gelegene Moor ist eines unserer schönsten und bemerkenswertesten Naturschutzgebiete. Der badische Anteil umfaßt 70 ha, der württembergische 108 ha. Der badische Abschnitt wurde durch Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. A 20667 am 25. Oktober 1927 unter Naturschutz gestellt. Es handelt sich um ein Seeklima-Sochmoor in 950 m Höhe ü. d. M. Es liegt auf einer Buntsandstein-Bergkuppe. Hier hat der Wanderer tatsächlich den Eindruck, sich in einem Urwaldgebiete zu befinden. Legföhrenbestände, Kiefern und Birken bilden an manchen Stellen wirkliche kleine Urwälder. Daneben finden wir Gebiete mit Wollgras (*Eriophorum*), auf den Torfmoorflächen wächst der Sonnentau (*Drosera rotundifolia*), ferner finden wir Moosbeere, Sumpfschneidebeere, Preiselbeere, Sumpfschmarin und Scheuchzerie. In den weiten Torfmoorrasen, die als Schwingrasen erscheinen, haben sich kleine Seen und Kolke gebildet.

Auch die Fauna ist sehr reich und bemerkenswert. Neben Rotwild, Reh und Fuchs ist auch das Auerwild gut vertreten. Bergeidechse und Kreuzotter sind hier heimisch, ebenso der Grasfrosch. Über die feuchten Teile des Moores fliegen die Torflibellen (*Leucorhina dubia*) sowie der Moorgelbling (*Colias palaeno*). Auch die Moorageise (*Formica picea*) ist nachgewiesen.

15. Die Insel Rappenwörth bei Karlsruhe. Diese Insel, die eine Ausdehnung von 130 ha hat, wurde durch Stadtratsbeschluss zum Naturschutzgebiet erklärt. Leider ist diese Erklärung nicht von großer Wirksamkeit gewesen, da die Verbindung eines Strandbades, das täglich im Sommer von vielen tausend Personen besucht wird, und die Durchlegung einer elektrischen Straßenbahn sich nicht gut mit einem Naturschutzgebiete verträgt. An manchen Stellen finden wir allerdings noch sehr schönen urwüchsigen Auwald und prächtige Altwasser-Arme. Hier läßt sich der Naturschutz auch noch wirksam durchführen. Der übrige Teil der Insel wird mehr als Vogelschutzgebiet behandelt und hat durch die Aufhängung zahlreicher Nisthöhlen auch tatsächlich eine große Menge von Vögeln angezogen. Dank dem Verständnis der Forstverwaltung soll der um die Insel führende Ringweg zu einem Naturlehrpfad verwendet werden, an dem der Besucher Gelegenheit hat, die für die Auwälder charakteristischen Bäume, Gesträuche und sonstige Pflanzen in größeren Beständen kennenzulernen.

16. Weingartener Moor. Dieses Moor, das auf Gemeinde Weingarten bei Karlsruhe gelegen ist, stellt den Rest eines alten großen Flußlaufes dar, der

in früheren Zeiten am Gebirgsrand entlangzog. Es ist heute ein Flachmoor mit altem Torfstich. Im freien Wasser finden wir Seerosen, Hornblatt, Wassererschlauch und Wasserfeder. Durch Fischereigeräte wurde aus den Altwässern des Rheines die Wassermuschel eingeschleppt. Das Tierleben ist ein sehr reiches. Insbesondere die Lurche und unter den Vögeln die Schilfbewohner finden hier ein gutes Unterkommen.

Das Moor wurde durch Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. E 135 vom 29. September 1934 zum Naturschutzgebiete erklärt.

17. Kaisersberg bei Untergrombach. Dieses Gebiet stellt einen typischen perothermen Kalkhang mit teilweiser schwacher Lössbedeckung dar. Es befindet sich auf der Gemarkung Untergrombach, Bezirk Bruchsal, und umfaßt eine Fläche von 83 a 97 qm. Der Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. E 2754 vom 28. Dezember 1934 stellte es unter Naturschutz. Derartige perotherme Gänge finden sich zwischen Durlach und Wiesloch ziemlich häufig. Es war notwendig, einen der typischsten vor allen Eingriffen des Menschen zu bewahren.

Dem Trockengebiet hat sich eine ganze Anzahl von Pflanzen angepaßt, wie Ruchenschelle, *Orchis militaris*, *Gymnadenia conopsea*, *Orphrys muscifera* und *apifera*, *Aster amellus* und *Aster linosyris*.

Besonders interessant ist die Insektenfauna. Das Gebiet beherbergt eine Anzahl von Ameisen, deren Vorkommen hier außerordentlich interessant ist, nämlich *Phaneroptera falcata* und *Plagiolepis pygmaea*. Auch das Vorkommen von *Aphenogaster subterranea* ist bemerkenswert. In den Lösswänden finden wir eine reiche Fauna von Bienen und Wespen.

18. und 19. Dünengebiet bei Sandhausen und Ostersheim. Bei beiden Gebieten handelt es sich um alte diluviale Dünenbildungen, die von Wiesloch nach Schwetzingen quer durch die Rheinebene streichen. Diese Dünen sind teilweise mit Kiefern bepflanzt, teilweise sind sie aber auch baumlos. Das Ostersheimer Gebiet ist Eigentum des Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz in Freiburg i. Br., die Dünen bei Sandhausen wurden von der Landesnaturschutzstelle gepachtet und durch Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. A 21474 vom 16. Oktober 1929 unter Naturschutz gestellt. Dieser Schutz war notwendig, weil diese sandigen Gebiete sich sehr gut zur Spargelkultur eignen und die Gefahr bestand, daß auch der letzte Überrest ihrer interessanten Flora und Fauna dieser Kultur zum Opfer fallen würde. Auch diese trockenen Gelände haben ihren hohen landschaftlichen Reiz. Insbesondere wertvoll aber sind sie durch ihre Pflanzen- und Tierwelt, die von weither Botaniker und Zoologen anlocken. Die bemerkenswertesten Pflanzen der nicht mit Bäumen bestandenen Dünen sind: das Strohblümchen (*Helichrysum arenaria*), die Scharte (*Serratula tinctoria*), *Jurinea cyanoides*, die Sandwolfsmilch (*Euphorbia gerardiana*), die Sandkochie (*Kochia arenaria*), der Wanzensamen (*Corispermum marshalli*), das Salzkraut (*Salsola kali*), die Keulenschmiele (*Weingärtneria canescens*), die Kammschmiele (*Koeleria glauca*). In den mit Kiefern bestandenen Abschnitten sind verschiedene Arten von Wintergrün (*Pirola*) häufig.

Auch die Tierwelt steht an interessanten Formen nicht zurück. Neben der Zauneidechse und Knoblauchschröte fallen besonders die Insekten pontischer Abkunft auf, so unter den Grabwespen die Sandwespe und der Bienenwolf. Von Bienen wären zu erwähnen *Meliturga clavicornis* und *Nomioides pulchellus*, ferner die Kegelbienen (*Coelioxys*-Arten) und *Crocisca scutellaris*. Die Heuschrecken bieten Besonderheiten durch das Vorkommen von *Oedipoda coerulescens*, *Sphingonotus coerulans* und *Phaneroptera falcata*. Von Ameisenjungfern fliegt hier *Formicaleo tetragrammicus*. Die Schnecke *Buliminus detritus* ist massenhaft vorhanden.

20. Reifinsel bei Mannheim. Die im Eigentum der Stadt Mannheim befindliche zirka 90 Hektar große Reifinsel bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu der Kappenwörth bei Karlsruhe. Auch auf ihr ist ein Strandbad eingerichtet. Jedoch liegen die Verhältnisse hier sehr viel günstiger, als dieses Strandbad sich am Südeile der Insel befindet, während der ganze Mittel- und Nordteil abgeondert liegt und von dem Badebetriebe nicht berührt wird. Wir haben hier tatsächlich noch einen urwüchsigen, wundervollen Teil der alten Auwaldungen mit seiner reichen Tier- und Pflanzenwelt in einem Zustande fast unberührter Natur. Deshalb ist gerade die Erhaltung dieses Inselteiles unmittelbar in der Nähe einer Großstadt von so hervorragender Bedeutung.

21. Reiherkolonie Zwerrenberg bei Zwingenberg am Neckar. Der Eigentümer dieses zirka 5 Hektar großen Naturschutzgebietes ist

Markgraf Berthold von Baden. Auf seinen Antrag wurde die Kolonie durch Erlass des Unterrichtsministeriums Nr. A 18710 vom 28. August 1931 unter Naturschutz gestellt. Es handelt sich in diesem Falle ausschließlich um den Schutz der Brutkolonie des Fischreiher, die auch heute noch aus einer größeren Anzahl von Horsten besteht und neben einer vom Fürsten von Fürstenberg bei Donaueschingen geschützten Kolonie die einzige in Baden ist.

Selbstverständlich ist es mit dem Schutze dieses Brutgebietes nicht getan, da ja der Fischreiher leider nicht unter Naturschutz steht. Um aber zu verhindern, daß die alten Vögel außerhalb des Schutzgebietes während der Brutzeit abgeschossen werden können und damit die elternlosen Jungen einem elenden Hungertode ausgezsetzt wären, hat das Bezirksamt Mosbach die Bekanntmachung erlassen, daß der Abschuss von Fischreiher während der Brut als Tierquälerei geahndet wird.

Diese kurze Übersicht über unsere badischen Naturschutzgebiete will nur zeigen, was bisher bei uns zur Wahrung der heimischen Natur und ihrer Schönheiten getan wurde. Die Schwierigkeiten, welche sich bisher der Schaffung neuer Natur- und Landschaftsschutzgebiete entgegenstellten, sind, wie wir schon früher betonten, durch das neue Reichsnaturschutzgesetz beseitigt worden. Damit ist uns die Möglichkeit gegeben, auch in anderen Teilen des Landes noch solche Schutzgebiete zu schaffen, und die hierzu nötigen Vorarbeiten sind auch bereits in die Wege geleitet.

Die Goldammer auf dem Bildstock.

Von Johannes Linke.

Der Heiland hockt im hohlen Holz,
Vergittert und gefangen.

Aus den erloschnen Augen rollt's
Von Tränen, die das Pech ausschmolz,
Um seine welken Wangen.

Ein Vöglein nur mit goldner Brust
Setzt sich am Bildstock nieder

Und singt dem Heiland Himmelslust
Und bringt ihm Glanz und Frühlingsblust
Und herzerquollne Lieder.

Es weht ein Flöcklein Vogelsaum
Dem Heiland in die Hände.

Der Schmerzensmann im morschen Baum,
Der Gottessohn im Kerkerraum
Empfängt der Erde Spende.

(Aus dem Gedichtreife „Der Baum“, Verlag Staadmann.)

Denkmäler des Wodankultes am Oberrhein. Von Karl Gutmann.

Die unbelehrbarsten unserer weltanschaulichen Gegner werfen den Nationalsozialisten immer wieder vor, daß sie den alten heidnischen Gott der Deutschen Wodan verehren und anbeten und an die Stelle des Christengottes setzen wollen. Damit soll die neuerwachte nordische Geisteseinstellung als etwas Rückständiges, Primitives gekennzeichnet werden. Ganz abgesehen davon, daß der Vorwurf der Wodanverehrung mit hartnäckiger Absichtlichkeit über den Paragraphen 24 des nationalsozialistischen Programms hinwegsieht, ist er lediglich ein Schlagwort im übelsten Sinne des Wortes. Denn hinter ihm steht kein bestimmter Begriff und keine klare Vorstellung. Nur solange er unklar bleibt, eignet er sich zu propagandistischer Auswertung. Kaum einer der Gegner hat jemals ernstlich versucht, sich das Wesen Wodans vorzustellen oder es gar zu ergründen. Man weiß ja, daß die alten Deutschen am liebsten den ganzen Tag faulenzten, sich bei Meth und Würfelspiel vergnügten, gelegentlich auch einmal rausten, auf Jagd oder auf Sündel auszogen. Und der Gott dieser alten Deutschen trug ihre Züge in verstärktem Maße: ein ungehobelter Bursche, der in der Welt herumstreicht und Unheil anstiftet, dessen Name ja schon sein Wesen sattem genug angibt (Wodan von wüten!). Das sind die Züge des obersten Germanengottes, die man in Erinnerung behält, weil sie schon einmal im Laufe der deutschen Geschichte herausgestellt wurden, um ihn als minderwertig zu kennzeichnen. Denn die landläufigen Ansichten vom Wesen Wodans sind zumeist bestimmt durch späte Nachrichten, die schon aus der Zeit des verblässenden Kultes stammen und zum Teil auch aus der Feder von Gegnern, denen die Hervorhebung der guten Seiten des Walvaters nicht angelegen war. Bezeichnend für diese Überlieferung ist der aus der Beschreibung des Lebens des Heiligen Columban stammende Bericht, wonach der christliche Apostel die Alamannen am Züricher See gerade in dem Augenblick antraf, als sie eine mächtige Bierkufe von 26 Maß umringten und ihrem Gotte Wodan Opfer darbrachten. Columban aber hat das gewaltige Bierfaß entzwei geblasen!

Doch selbst wenn wir den so verzeichneten höchsten Gott der Germanen dem Olympier Zeus gegenüberstellen, wie viel mehr innere Kraft und sittlicher Wert kommen ihm zu als dem Schwerenöter Zeus, dessen pikante Abenteuer den Glauben an seine ethische Bedeutung gar nicht mehr aufkommen lassen. Steht da der germanische Wodan dem Christengott nicht viel näher? Sehen wir zunächst ganz ab von seiner inneren Wesenheit und nehmen wir lediglich die äußere Vorstellung von den beiden Weltenherrschern zum Vergleich. Die klassische Formung des christlichen

Gottvater, die uns immer wieder vor Augen schwebt, wenn wir von dem höchsten Christengott sprechen, hat Michelangelo an der Decke der Sixtina gestaltet. Da braust der Herrgott machtvoll über die Erde, auf einer Wolke reitend. Gewaltig zuckt die Hand in den unendlichen Raum hinaus. Der wallende Bart und das flatternde Gewand verstärken die Wucht der majestätischen Bewegung. Das ist nicht nur der Gott der Christen, das ist auch der Wodan der Germanen. Besser könnte sein Wesen nicht zum Ausdruck gebracht sein, als hier in dem Werke des in seiner Haltung und Gestaltung von Grund auf nordisch bestimmten Michelangelo. Ist die Verwandtschaft der Vorstellung von Walvater Wodan zum Weltenschöpfer der Sixtina nicht enger und klarer als zum Zeus von Otricoli und den Göttern des Parthenon?

„Ein Volk wechselt seine Götter nicht“, sagt Joh. Nep. Sepp (Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volksfage, Aufzügen und Festgebräuchen bis zur Gegenwart, München 1890). Der Germane hätte am allerwenigsten seinen Gott eingetauscht, wenn nicht ein gleichartiger an dessen Stelle getreten wäre, der Züge des alten in sich trug. Der Kampf der Germanen richtete sich wohl nicht so sehr gegen das Wesen des Christengottes als gegen die unbekannte und stammesfremde Form des Bekenntnisses. Und sehen wir näher hin, dann hat äußerlich wohl das Christentum gesiegt, aber um einen hohen Preis. Wieviel Zugeständnisse hat es dem Besiegten machen müssen? Wieviel uraltes heidnisches Brauchtum mußte von der Kirche zuerst widerwillig, dann aber als fester Bestand übernommen werden! „Das Volk hängt mit Gebräuchen und mündlicher Überlieferung unglaublich zäh an seinem alten Besitz. Was die Bußbücher vor tausend Jahren bekämpft haben, wird noch heute im Volke geübt.“ (Jung: Germanische Götter und Götzen in christlicher Zeit, S. 51.) Je genauer man forscht, um so klarer und bestimmter erkennt man auch hier die Wahrheit im Ausspruch des Propheten Jeremias: Ein Volk verläßt seinen Gott nicht, es verändert bloß den Namen!

Die Gestalt Wodans, wie sie uns in den Liedern der Edda und den Sagas des Nordens überliefert ist, erhielt verhältnismäßig spät ihre literarische Formung. Erst in der Völkerwanderungszeit tritt Wodan überhaupt greifbar in Erscheinung. Und zu diesem Zeitpunkt ist sein Wesen schon so von griechisch-römischen und auch christlichen, vielleicht sogar noch anderen religiösen Anschauungen umrankt, daß der eigentliche Kern nahezu verdeckt wird. Einer verständnisvollen genauen Betrachtung werden aber die urtümlichen gewaltigen Züge nicht verborgen bleiben können.

Wodans Sein ist Kampf und Ringen, ist heldisches Leiden und ungehemmte Einsatzbereitschaft. Er wagt sich in die Halle Wafthrudnirs, des weisesten der Thurfen. Er weiß wohl, daß er damit sein eigenes Leben in die Waagschale wirft. Auch Freya kennt den Einsatz und sucht ihren Gemahl zurückzuhalten. Doch Wodan drängt es, sich mit dem Riesen im Wortkampf zu messen. Über den Urgrund alles Seins, über Entstehen und Vergehen wechselt die Rede; über die letzten und tiefsten Dinge unterhalten sich die beiden Gewaltigen. Wodan ruht nicht, bis er dem gefährlichen Riesen sein geheimstes Wissen abgewonnen hat.

Und wieder hören wir in der Völupsa, daß der Walvater eines seiner Augen im Mimirbrunnen verborgen habe. Hier an der Wurzel der Weltesche Yggdrasil liegt das Wissen der Männer verborgen. Wodan will mit einem Trunke aus dem Born alle menschliche Weisheit und Einsicht gewinnen. Erst muß er aber sein Auge als Pfand setzen. Damit wird er dann der Gautr, der Weise, der Aufspürende, Erfinderische.

Seltzam ist, was uns das Havamal 138 ff. meldet:

„Ich weiß, daß ich hing am windbewegten Baum
neun Nächte hindurch,
verwundet vom Speer, geweiht dem Odin,
ich selber mir selbst,
an dem mächtigen Baum, von dem Menschen nicht wissen,
aus welchen Wurzeln er wuchs.

Man bot mir kein Horn noch Brot zur Labung,
nach unten spähte mein Aug,
ächzend hob ich, hob aufwärts die Runen,
zu Boden fiel ich alsbald.

Zu gedeihen begann ich und bedacht zu werden,
ich wuchs und fühlte mich wohl;
ein Wort fand mir das andere Wort,
ein Werk das andere Werk.

Und warum unterzieht sich Wodan dieser selbst-
quälereischen Marter?

Runen wirst du finden, geratene Stäbe,
Stäbe voll Stärke, Stäbe voll Heilkraft,
von den Fürsten der Sängere gefärbt,
von mächtigen Göttern gemacht;
es ritzte sie Ragna-Sropt (= Gott der Götter).

Und noch einmal setzt sich Wodan ein, um in Suttungs
Saal zu gelangen:

Kings um mich ragten der Riesen Pfade,
so wagt ich Leben und Leib,
Gunnlod gab mir auf goldenem Stuhle
den Trank des trefflichen Meths.

Odrerir gewinnt dort der Gott, den Trank, der das
Altern verhindert, der den Dichter zu seinem hohen
Fluge begeistert.

Immer und immer wieder tritt hier das eine deutlich
in Erscheinung: Wodan setzt sein körperliches Sein,
sein leibliches Wohlergehen ein, um Wissen und Er-
kenntnis, um geistige Kraft und letzte Klarheit zu ge-
winnen. Ein gewaltiges, unbändiges Vorwärtstreiben
ins Reich des Geistes, des Übersinnlichen, kommt hier
zum Ausdruck, das in der menschlichen Seele begrün-
dete unaufhaltsame Sehnen nach höheren Werten,
nach Vergeistigung der Materie, die Erkämpfung des
Wissens um die letzten Dinge und um höchste geistige

Macht. Hier flingt das gewaltige Ringen und das
erschütternde Erlebnis nach, das der Menschheit zuteil
wurde, als sie aus den Niederungen des nur vegeta-
tiven Seins zum geistigen Hochflug ansetzte, als sie
im abstrakten Denken das Mittel zu diesem Aufstieg
gewonnen hatte. Und zugleich dringt auch die tragische
Erkenntnis durch, daß jeder Fortschritt hier mit einem
Opfer dort erkaufte werden muß. Man hat das körper-
liche Sein gering zu achten, wenn man geistige Macht
erringen will. Nur ein gewaltiger Gott, ein Heil-
bringer und Segenspender konnte es gewesen sein, der
den Menschen aus den Banden der Materie erlöste,
der ihm neue Erkenntnisformen und das höhere Leben
brachte. In Wodan ist der unerhörte Schritt der
Menschheit von der prälogischen Weltanschauung zum
abstrakten Denken versinnbildlicht, ebenso wie in Thor
der Bahnbrecher der Technik, der Erfinder des ersten
Werkzeuges, des Steinkeiles, seine ewige Form und
Verehrung gefunden hat.

Die Wucht dieses Erlebnisses kommt auch in der urge-
schichtlichen Kunst zum Ausdruck. Während die Alt-
steinzeit die vielbestaunten Tierzeichnungen und Pla-
stiken geliefert hat, die unmittelbar an das Leben an-
knüpfen und die körperliche Existenz mit staunens-
werter Sicherheit wiedergeben, verstummt am Ausgang
der genannten Epoche diese aus der drängenden Not
des Lebens heraus geborene Fähigkeit vollkommen.
Auch nicht eine Spur davon ist mehr bemerkbar. Da-
gegen erblüht das abstrakte Ornament, das vom Haus-
gerät, der Kleidung und den Wandflächen üppigen
Besitz ergreift und als höchste und inhaltsreichste
Form die Schriftzeichen schafft. In der Zeit zwischen
der älteren und jüngeren Steinzeit ist das geschehen.
Wenn in der Gestalt des Wodan dieses Erlebnis noch
so fruchtbar nachklingt, so müssen wir auch die Gott-
heit selbst in unmittelbare Nähe des Erlebens rücken.
Wodan ist ein urgeschichtlicher Gott, der in Mittel-
europa entstanden ist. Dabei dürfte es gleichgültig
sein, ob er seinen Namen (zusammenhängend mit dem
Stamm vad, lat. vadere, oder wohl besser vates =
Seher!) schon von Anfang an getragen hat. Er er-
scheint uns ja auch unter ungezählten Namen, die die
Vielseitigkeit der ihm zugesprochenen Fähigkeiten an-
geben. Die Entstehung des Gottes liegt nicht im Nor-
den Europas, das beweisen die geologischen und klima-
tischen Verhältnisse der Urzeit. Vielmehr werden wir
die Geburt der Abstraktion und damit der Gottheit in
Mitteldeutschland, vielleicht auch in den Ländern am
Rhein zu suchen haben.

Der Schritt zur Abstraktion ist einmalig, braucht und
kann nicht wiederholt werden. Die Sendung des Got-
tes ist damit erfüllt. Aber im nordischen Menschen
lebt zuinnerst die Überzeugung, daß auch über den ge-
waltigen Fortschritt hinaus noch eine Weiterentwick-
lung möglich ist, daß das unerhörte Ringen um letzte
Erkenntnis, das in den Liedern der Sagas immer wie-
der in Erscheinung tritt, nicht von allen Zweifeln er-
lösen kann, daß noch einmal in später Zukunft eine
weitere Welt sich auf tun wird. Die kann aber Wodan
nicht gewinnen. Eine neue Kraft muß sie erschließen.
Wodan wird dann untergehen:

Von oben kommt der allgewaltige,
hehre Herrscher zu höchstem Gericht (Völupsa).

oder (Hyndlied):

„Doch ein Gott wird kommen, noch größer an Macht,
nimmer wag ich seinen Namen zu melden,
nur wenige können noch weiter sehen,
als Walvaters Kampf mit dem Wolf beginnt.“

Welches ist aber das Werk Wodans bis dahin? Wenn die alten Götter untergehen, so wird auch die Sonne erbleichen:

Eine Tochter gebiert Alfrödul, (= Elbenstrahl, Sonne)
ehe sie Fenrir frisst;
fahren wird nach dem Fall der Götter
auf der Mutter Wegen die Maid (Wasthrudnir).

Das Sein der Sonne ist also mit dem des Gottes eng verbunden. Sie ist ebenfalls eine Gottheit, ja sie ist das älteste göttliche Wesen. Schon in der altsteinzeitlichen Höhlenfiedlung am Petersfels bei Engen kann die Sonnenvorstellung und Sonnenverehrung nachgewiesen werden. Das Gestirn ist die Urquelle des Lebens, ist die Erhalterin und Ernährerin. Es kämpft gegen die Eisriesen, die furchtbaren Bedränger der Menschheit, gegen grimme Kälte und Regen, gegen Nebel und Nacht und alle die Ungeheuer, die sich in der Finsternis entfalten können. Die Sonnenscheibe des Petersfelsens beweist, daß dieser Sonnenkult nicht vom Norden seinen Ausgang nahm, sondern von unserer süddeutschen Heimat. Und zwar reicht er hier bis in die graue Eiszeit zurück, da der Mensch die segnende Kraft der Sonne gegenüber den lebensfeindlichen Mächten der Umwelt verehren lernte. Sonnenkult und Wodansglaube flossen mit der Zeit in eins, die Erhalterin des Körperlichen Seins und der Führer zum höheren Leben verschmolzen zusammen. Zu welchem Zeitpunkt das in der Vorzeit geschehen sein mag, können wir heute noch nicht sagen. Jedenfalls ist — wie wir weiter unten sehen werden — in der Späthallstattzeit die Vereinigung geschehen.

Das Wesen Wodans ist immerwährende Tätigkeit, ist Ringen und Kampf. Auch die Sonne streitet täglich gegen die Finsternis. Ihr Zug am Himmel vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist ein Heldenzug, eine schwere Kampfarbeit gegen den Feind der Welt und des Lebens. Am Abend besteigt Sonnen-Wodan im Westen das Schiff, um über das Meer in die Unterwelt zu fahren. Dort thront er als Fürst der Abgeschiedenen im goldglänzenden Palast Valhöll, der inmitten von Gladsheim steht und weithin leuchtet. Als Totengott wählt er täglich die eine Hälfte der dem Tode verfallenen Menschen aus, während die andere Hälfte von seiner Gemahlin Freya gekürt wird. Ihm als Totengott steht die ganze Macht der Unterwelt zur Verfügung. Ihm folgen die Seelen der Abgeschiedenen, er hat das Wissen um die Zukunft, er hat die Macht der Zauberei, die aus der Tiefe der Erde aufsteigen. Er ist auch der Führer der Einherier, der im Kampfe gefallenen Helden, die wie Wodan selbst sich nach dem Tode täglich wieder in heldischem Kampf einsetzen, fallen und wiedererstehen. Der alte Germane kennt kein duldendes Leiden, er kennt auch

kein Leben ohne Kampf, ohne immerwährenden Einsatz. Nur da, wo stets wieder das ganze Sein in die Waagschale geworfen wird, entsteht ungezügelter Freude des Lebens.

Als stürmischer Heerführer lebt Wodan heute noch im Glauben des Volkes weiter. Er ist nach Kapff (Volkswundliches aus der Zimmermannschen Chronik, „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1935, S. 134) der einzige germanische Gott, der in der schwäbischen Sage mit seinem Namen erhalten ist, er ist überhaupt die einzige germanische Göttergestalt, die in der heutigen Sage noch unzweideutig gefaßt werden kann. Als Schimmelreiter erscheint er dem Volke. In Waldmössingen wird er nach Jung, S. 274, als Führer des wilden Heeres noch heute mit seinem Namen genannt.

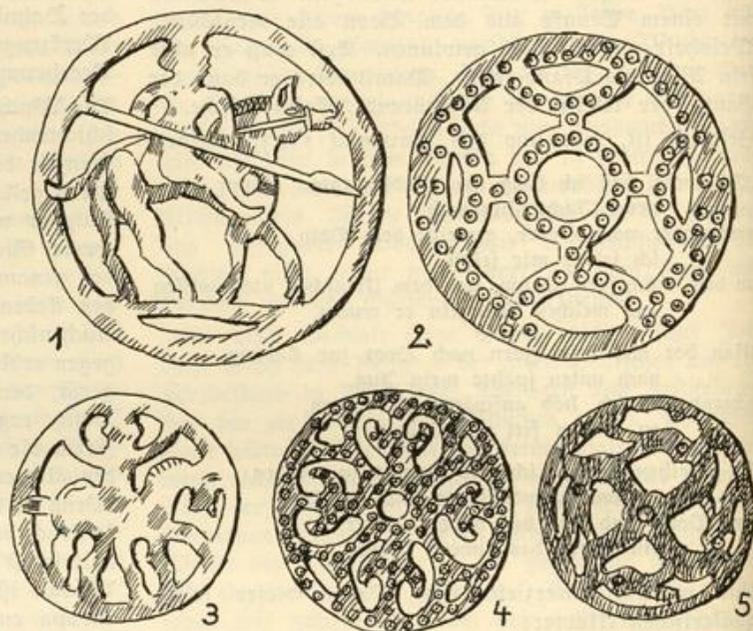


Abb. 1. Durchbrochene Zierscheiben der Völkerwanderungszeit. 1. Bräunlingen. 2. Pfahlheim. 3. Heidenheim. 4. Tauberbischofsheim. 5. Bruchsal.

Doch nicht von diesen mannigfaltigen Sagen soll hier die Rede sein, auch nicht von den Denkmälern aus christlicher Zeit, welche das Fortleben des Wodankultes in christlicher Form belegen, sondern von den aus dem heimischen Boden gehobenen oder auf ihm noch sichtbaren Denkmälern, die den einstigen Wodankult unmittelbar bezeugen.

Als Führer der abgeschiedenen Seelen und der Einherier braust Wodan seinen Scharen voran, die Lanze schwingend. So zeigt ihn uns eine bronzenne Zierscheibe etwa aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. von Bräunlingen, wenn auch in etwas unbeholfener, kindlicher Formgebung (Abb. 1, Nr. 1). Wir haben es nicht mit einer beliebigen genrehaften Darstellung zu tun, die lediglich einem persönlichen Einfall des Verfertigers ihre Entstehung verdankt. Das Bildnis ist typisch, denn es kehrt in ganz entsprechender Fassung in Klinburg bei Zürich wieder (Lindenschmitt: Handbuch der deutschen Altertumskunde, Tafel 27) und ebenso, wenn auch im Gegensinne, auf einer bronzenen Zierscheibe aus Obereßlingen in Württemberg (Veck: Die Alamannen in Württemberg). Nur Wodan kann

hier gemeint sein. Derartige Zierscheiben wurden von Frauen getragen und finden sich durchweg in Frauengräbern. Sie sind als kultische Symbole anzusehen und hingen allem Anscheine nach an einem Lederband vom Gürtel herab, etwa wie der Rosenkranz bei Ordensschwestern. Sie waren mit einem Kräftigen, im Durchschnitt ovalen Holz- oder Beinreifen eingefasst. Ihre Zeichnung zeigt nur selten figürliche Motive. Meist sehen wir da ornamentale Durchbrechungen, die aber höchst bezeichnend sind. Abb. 1, Nr. 2 und 5, geben Beispiele hierfür. Bei Nr. 5 ist das Sakenkreuzmotiv unzweideutig erkennbar. Es kehrt auch auf vielen anderen Scheiben wieder (Badische Schule, Jahrgang 2, Folge 1, S. 4) und zwar sind die Saken oft als Pferde- oder auch Vogelköpfe gebildet. Sowohl das Pferd als auch der durch die Luft schießende Sperber symbolisieren den Sturmgott Wodan. An Stelle des Sakenkreuzes können auch andere Sonnenmotive treten wie auf Abb. 1, Nr. 2. Die Erfindungskraft der Bildner ist hier unerschöpflich. Immer wieder kommt das Strahlende und Wirbelnde des Gestirnes zum sprechenden Ausdruck. Die eingestanzten konzentrischen Kreise, die über die ganze Zierscheibe verteilt sind, sollen diese Sonnenvorstellung noch nachdrücklich betonen. Merkwürdig sind die oft zu beobachtenden vielfach verschlungenen und verknoteten Ornamente, die uns so seltsam anmuten, aber in alamannischer Zeit auch auf anderen Zierstücken vorkommen. Die Verknotung ist ein Zauberzeichen. Noch die Bußbücher des Bischofs Burchard von Worms ums Jahr 1000 n. Chr. stellen die Frage: „Hast Du, wie gottlose Menschen es tun, Verknotungen geschürzt, um das Vieh vor Seuche und Absterben zu bewahren?“ Wodan ist der Herr der Zauberkunst und der Zauberzeichen, zu seinem Kult gehören die Zierscheiben mit Schlingornamenten (Heimatatlas, Tafel XIV., Nr. 22). Auf Abb. 1, Nr. 3, sehen wir eine recht merkwürdige Figur, einen Reiter, der die Arme zu einem an den Innenrand der Scheibe anstoßenden Halbkreis erhebt. Die Bewegung ergibt demnach dieselbe Linie, wie wir sie bei Abb. 1, Nr. 2, in ornamentaler Form wiederfinden. Die Figur bringt uns also nichts Neues, sie gehört zum gleichen Vorstellungskreis, den wir auch in den anderen Zierscheiben umschrieben finden, nur ist hier die Verbindung des figürlich gestalteten Wodan mit den ornamentalen Symbolen geschaffen. Denn nur Wodan kann auf dieser Scheibe aus Heidenheim gemeint sein. Eine Besonderheit unterstreicht diese Deutung noch ausdrücklich. Das Pferd ist fünffüßig dargestellt. Damit wird es als ein von der normalen Form abweichendes Wundertier bezeichnet. Jedenfalls haben wir uns unter ihm Sleipnir, den Hengst des Walvaters, vorzustellen. Zwar besitzt Sleipnir nach der Sage und nach späteren Darstellungen acht Beine. Doch in der Zierscheibe konnten alle diese Beine ohne wesentliche Störung des Gesamteindrucks nicht angebracht werden. Es genügte, wenn die Seltsamkeit des Wunderhengstes durch Hinzufügung eines fünften Beines angedeutet wurde. In diesem Zusammenhang gewinnt auch die Scheibe von Tauberbischofsheim, Abb. 1, Nr. 4, erhöhte Bedeutung. Da sehen wir wiederum das Motiv der emporgehobenen Arme, wenn auch zu einem recht seltsamen Ornament umstilisiert. Es scheint zurückgebildet aus vier kreuzweise gestellten

verkümmerten menschlichen Figuren, welche die Arme nach der Art des Reiters auf der Scheibe, Abb. 1, Nr. 3, emporheben. Diese Deutung möchte zunächst etwas verwegen anmuten, wird aber im Laufe der weiteren Erörterung klarer werden.

Aus der Betrachtung der alamannischen Zierscheiben ergibt sich die Erkenntnis, daß sie einen bestimmten Kreis religiöser Vorstellungen zum Ausdruck bringen. Wodanskult und Sonnenverehrung erscheinen nebeneinander und ineinander verwoben. Es kann kein Zweifel bestehen, daß beide zusammengehören, eine feste Einheit bilden. Diese gleiche Einheit kommt noch auf

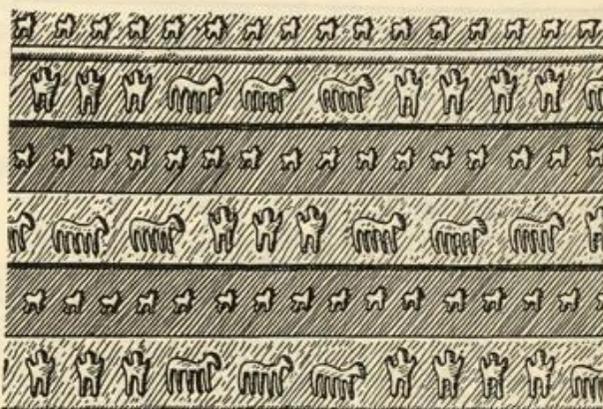


Abb. 2. Bronzebeschläge aus einem Grabhügel bei Cannstatt.
(Nach Paret.)

der merkwürdigen Zeichnung einer mittelalterlichen Steinplatte von der Tübinger Spitalkirche zum Ausdruck, wo der Sonnengott als Sonnenscheibe mit betend erhobenen Händen wiedergegeben ist.

Nun staunen wir, wenn wir den ganz gleichen Vorstellungskreis in auffallend gleichartiger Form und Zusammensetzung etwa 1000 Jahre früher schon in unserer Gegend antreffen, und zwar ebenfalls wieder auf einer geschlossenen Gruppe eigenartiger Denkmäler, den prachtvollen Bronzegürtelblechen, welche die Hüften der vornehmen Frauen in der Späthallstattzeit schmückten. Besonders in den Grabhügeln des Sagenauer Forstes im Elßaß sind sie in glänzenden Stücken zum Vorschein gekommen. Ähnliche Zeichnung trägt auch das erst neuerdings gehobene Bronzebeschlag eines fürstlichen Wagens aus einem großen Grabhügel bei Cannstatt (Fundberichte aus Schwaben, N. F., VIII, Tafel VII). (Abb. 2.) Auch hier sehen wir wieder das fünffüßige Ross, das wir als Sleipnir angesprochen haben. Das Männchen mit hoch erhobenen Armen steht unmittelbar daneben. Die gleiche Zusammenstellung von Männchen und Pferd begegnet uns auf den Gürtelblechen von Aichstetten (Fundberichte aus Schwaben, N. F., V, 37, Tafel VIII, 1), Kaltbrunn (Wagner: Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, Bd. 1, S. 24, Fig. 18), Großengtingen (Fundberichte aus Schwaben, N. F., VIII, Tafel VIII, 2) und Upflamör (Föhr: Die Hügelgräber der Schwäbischen Alb, 10). Auf einem Gürtelblech von Gabstal im Hohenzollernschen (Lindenschmitt: Die vaterländischen Altertümer der fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen zu Sigmaringen, Tafel XXI) und auf einem Stück aus dem Sagenauer Forst (Schaeffer: Les

Tertres funéraires dans la forêt de Haguenau, Bd. II, S. 282, fig. 1) sind die erhobenen Arme durch einen punktierten Halbkreis verbunden, der irgendwie die Sonne oder ihre Bahn andeuten soll. Ein prachtvolles Bronzblech aus Ohlungen im Elfaß (Schaeffer, fig. 111) zeigt weiter, allerdings in stark stilisierter Form, den von der Zierscheibe von Seidenheim her bekannten Reiter auf dem Pferd mit anbetend erhobenen Armen (Abb. 3). Daneben stehen aber noch andere Ziermotive, die sämtliche aus der Sonnennachbildung abzuleiten sind. (Vgl. auch Schaeffer: S. 282.) Die Sonne selbst strahlt auf dem Gürtelblech von Kaltbrunn. Das

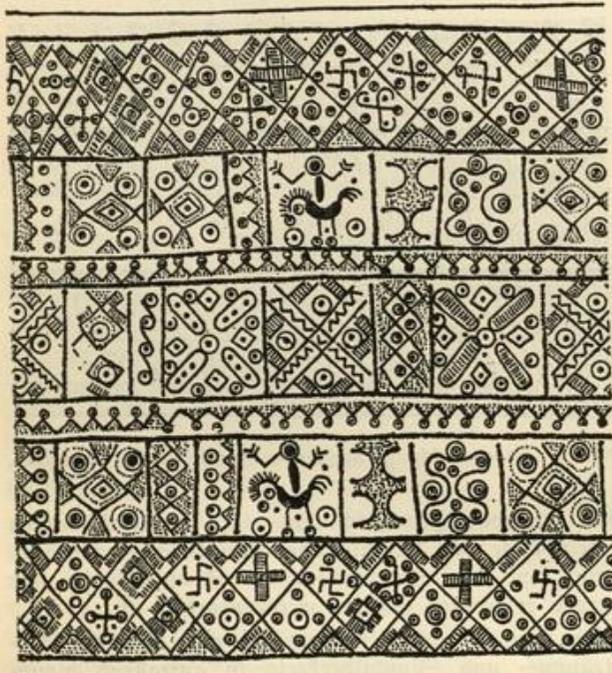


Abb. 3. Gürtelblech der späten Hallstattzeit von Ohlungen im Elfaß (zirka 600 v. Chr.). (Nach Schaeffer.)

ebengenannte Gürtelblech von Ohlungen gibt stärker stilisierte Motive, darunter dann auch das Sakrenkreuz, das noch prunkvoller auf einem stattlichen Blech aus dem Sagenauer Forst zu erkennen ist. Und immer wieder sind leerbleibende Flächen mit konzentrischen Kreisen ausgefüllt.

Es zeigt sich demnach, daß wir hier wiederum auf einer in sich geschlossenen Denkmälergattung einen festumrissenen, einheitlichen Vorstellungskreis dargestellt finden und zwar in ganz gleicher Zusammensetzung und sogar fast genau gleichartiger Formensprache wie in alamannischer Zeit. Diese Übereinstimmung muß unbedingt auffallen und gibt einen kulturellen Zusammenhang zu erkennen, der von der prähistorischen Typologie bislang noch nicht erfaßt worden ist. Wenn wir zu diesen hallstattzeitlichen Gürtelblechen noch die den Toten mitgegebenen Tonschalen als Träger der Sonnensymbole hinzurechnen, so sind die Übereinstimmungen ganz überraschend. Und zwar gehen sie hier zeitlich noch weiter zurück, mindestens bis in den Anfang der Hallstattzeit (zirka 1000 v. Chr.). Die Zeichnungen des Tellers von Sutzenheim und von Urmiz (Abb. 4) nehmen die durchbrochene Zierscheibe von Pfahlheim

(Abb. 1, Nr. 2) voraus. Die Einzelvergleichung der Zeichnungen auf diesen Schalen und auf den durchbrochenen Zierscheiben ergibt ganz verblüffende Übereinstimmungen (Zeimatatlas, Tafel XI, 3, 4). Es dürfte also nach den eben gemachten Ausführungen keinem Zweifel unterliegen, daß der Wodanskult schon in der Hallstattzeit (etwa 1000 bis 500 v. Chr.) bei uns in gleicher Form heimisch war wie zur Zeit der Völkerwanderung. Dabei bleibt es gleichgültig, ob der verehrte Gott damals schon den Namen Wodan trug. Eine weitere höchst merkwürdige Beziehung der beiden weit auseinanderliegenden Zeiten erkennen wir auch bei den Bodendenkmälern. Bei Sattingen trägt ein Grabhügelfeld der Hallstattzeit den Gewannnamen Gutenbühl. Wir stellen hier die gleiche Namensbildung fest wie bei Gudensberg in Hessen am Fuße des Odensberges, Gutensberg (Provinz Sachsen), Godesberg, Gudensberg in Thüringen und Gudenslau bei Osterholz (Teudt: Germanische Heiligtümer, S. 63), die neben anderen mit Guten zusammengesetzten Ortsnamen (Gutenstein an der Donau) von dem Götternamen Guden = Wodan abzuleiten sind. Der Mittwoch heißt heute noch in einigen Teilen Schwabens der Gutentag. Aber das Landvolk weiß sonst mit dem Worte Guten nicht mehr viel anzufangen, es kann sich darunter nichts mehr vorstellen. Es weiß aber, daß in den Grabhügeln Seiden, Nichtchristen bestattet liegen. Darum bezeichnet es einen Grabhügel bei Villingen in lautlicher Angleichung an Guten als Judenbühl. Den Namen Judenburg trägt auch eine ehemalige vorzeitliche Wallburg bei Böhlingen. Aus diesen Bezeichnungen ist unzweideutig zu erkennen, daß die angegebenen Orte und damit wohl auch andere Grabhügelgruppen (Gudenslau) ehemals Kultstätten des Gottes Wodan waren. Die gleiche Aussage machen uns auch noch weitere Flurbezeichnungen. Bei Kuppingen in Württemberg gibt es ein Hügelgrab, das Martins Laile. Den zweiten Bestandteil des Namens finden wir sehr oft bei Grabhügelfeldern. Er ist abzuleiten aus urgermanisch hleiwas oder hleiwis = Grab, got. hlaiw, ahd. hlêo, lêo, lêu, mhd. lê. Neben dem Fürstengrab des Magdalenenbergle bei Villingen liegt das Gewann Laible, ein Rothleiblenwald kennen wir bei Sirtzfelden im Elfaß, ein Gewann Laichle bei Gerlingen in Württemberg, und zwar immer in Verbindung mit Grabhügelfeldern. St. Martin, der Ritter zu Pferd mit dem wallenden Mantel, ist der christliche Nachfolger Wodans. In Baden heißt der Schimmelreiter, der Anführer des wilden Heeres, noch Junker Marten (Baader: Volksagen aus dem Lande Baden, Nr. 242). So wäre also in Kuppingen mit dem Martins Laile Wodans Grabhügel bezeichnet. Für die kultische Bedeutung der Grabhügel im Dienste Wodans spricht auch der Maternusbuckel bei Ehl im Elfaß. Maternus ist der erste Glaubensbote des Christentums im Elfaß, hauptsächlich in der Gegend von Ehl, südlich Straßburg. Er soll dort schon im ersten Jahrhundert n. Chr. gewirkt haben (?). Die Legende berichtet, daß der Heilige eines Tages schwer erkrankte und trotz sorgfältiger Pflege durch seine Mitbrüder starb. Aber der Christengott wollte an ihm seine Macht und Größe offenbaren und die Seiden in ihrem alten Glauben erschüttern. Darum ließ er den Maternus aus dem Grabe wiedererstehen. Mußte nicht gerade

diese Legende den Maternus in den Augen der Neubekehrten und der noch Zweifelnden in hervorragender Weise geeignet machen, die Nachfolge des alten Heidengottes Wodan anzutreten? Wodan ist der Herr der Toten, er ruft sie aus der Unterwelt und aus den Gräbern hervor, er weilt in der Unterwelt, kommt aber immer wieder in neuem, strahlendem Glanze an die Oberwelt. Wodan hat auch die Fähigkeit, tot zu erscheinen und wieder ins Leben zurückzukehren. Maternus in Ehl hat gezeigt, daß der Christengott die gleichen Fähigkeiten besitzt wie der Gott der Germanen. Sein Kult hat den Wodans dort verdrängt.

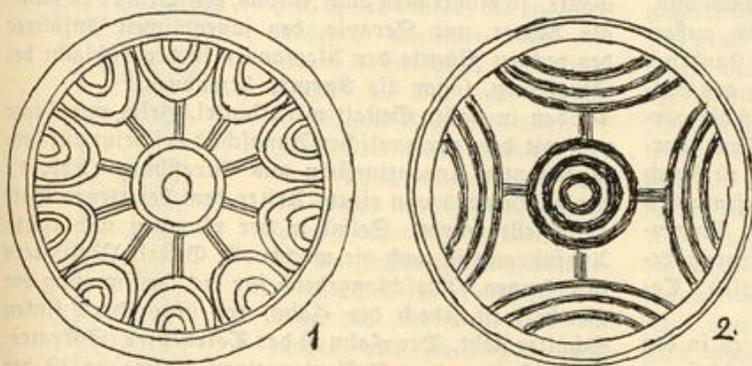


Abb. 4. Innenzeichnung spätbronzezeitlicher Tonschalen aus 1. Guttenheim in Baden; 2. Urmitz a. Rh.

Joh. Nep. Sepps Wort bewährt sich auch wieder hier: „Die Heiligenlegenden überliefern uns mit den verkappten Göttern das wesentliche von gut heidnischen Kultusagen“ (S. 70). Nun deuten allerdings die erwähnten Bezeichnungen der Grabhügel als Kultstätten Wodans nur auf die Zeit unmittelbar vor der Christianisierung der Alamannen hin, belegen also zunächst nicht die Verehrung des Gottes an diesen Stätten in der Vorzeit. Und doch müssen wir eine solche ansetzen. Vorausnehmend führe ich hier noch einmal Joh. Nep. Sepp an, der den wichtigen Satz aufgestellt hat: „Was im Glauben der Völker wurzelt, geht nicht mehr unter! Jede jüngere Religion übernimmt das Inventar der älteren.“ Die Wahrheit dieses Satzes haben wir eben beim Martins Laile und beim Maternusbuckel nachweisen können. Am klarsten und aufrichtigsten kommt sie zum Ausdruck in der überaus klugen Anweisung des Papstes Gregor d. Gr. vom Jahre 601 an Abt Mellitus: „Man soll die heiligen Stätten der zu bekehrenden Völker nicht zerstören, sondern deren überlieferte Ehrfurcht für diese Stätten gerade benutzen, um den an diesen Stellen bestehenden Gottesdienst zu verchristlichen und den wahren Gott an die Stelle der Heidengötter zu setzen.“ Beispiele für die Befolgung dieser Vorschrift haben wir mehr als genug, können sie auch immer wieder feststellen in den Kapellen, Bildstöcken, Kreuzen bei den Grabhügelfeldern. Vielfach wurde auch das Gelände der Grabstätten der Kirche als Eigentum überlassen und erhielt einen christlichen oder heiligen Namen. Mit der Übernahme der Kultstätten gingen aber auch manche Züge des alten Gottes auf den christlichen und dessen Heilige über, besonders auf St. Michael, St. Martin, Oswald, Georg und Petrus. Bis ins 15. Jahrhundert hinein muß die Kirche immer wieder eifern gegen heidnischen

Mißbrauch und Götzendienst, besonders auch bei den Grabfeldern, ohne ihn doch ganz ausrotten zu können. Wenn wir so einen gewissen hartnäckigen Fortbestand des Wodanskultes bei den Grabhügeln in die christliche Zeit hinein feststellen können, so dürfen wir auch unbedenklich rückwärts schließend annehmen, daß die Alamannen einen ihren Übungen verwandten Kult bei den Hügeln übernommen haben, so wie sie ja auch gelegentlich vorgeschichtliche Grabhügel als Bestattungsplatz ihrer Vornehmen benutzten (Salem) oder auch eigene Grabhügelfelder anlegten (Wiesental). Wir sind zu dieser Annahme um so eher berechtigt, als wir

ja oben ganz gleichartige religiöse Vorstellungen und Formen in der alamannischen und vorgeschichtlichen Ersteisenzeit erschlossen haben. Und dann kommt noch ein weiteres hinzu! Sehr oft bestehen Grabhügelfelder lediglich aus drei Hügeln, die dazu noch in einer Linie liegen (Blotheim im Elsaß—Forst—Binau—Assamstadt—Korgenwies—Dossenheim u. a. m.). Bei größeren Feldern erkennen wir vielfach eine Anordnung zu je drei Hügeln oder irgendwie Hervorhebung dreier hintereinander liegender Hügel an bestimmter, beherrschender Stelle. Auch die Gewannamen weisen öfters auf solche „Dreihügelheiligtümer“ hin. Es gibt die „Drei Hövele“ bei Kiedweier im Elsaß, den „Drei-

bühl“ bei Schnerkingen, die „Drei Berglen“ bei Walldorf, die „Drei Hübel“ bei Niederburnhaupt im Elsaß, die „drei Büchel“ bei Sinsheim. Dabei ist zu beachten, daß es sich trotz der Namen um Hügelfelder handelt, die weit mehr als drei Hügel umfassen. Ohne Zweifel lebt in der heutigen volkstümlichen Bezeichnung noch etwas von der alten kultischen Bedeutung der Hügel nach. Teudt hat das Dreihügelheiligtum bei den Lauen als „fanum Ostaræ deæ“ angesprochen (S. 142). Es scheint mir aber eher, als ob es der alten germanischen Göttertrias Wodan, Thor und Ziu zuzuteilen sei. Die drei Königshügel bei Altupfala galten als Heiligtum dieser Götterdreierheit. Tacitus (Germania, Kap. 9) erwähnt die Dreierheit nebeneinander, und auch die altsächsische Abschwörungsformel nennt Wodan. Donar und Sarnot = Ziu in einem Atem. Die Edda kennt die Trias im Gylfaginning. Gangleri sieht in der Halle der Asen drei Hochsitze, einen über dem anderen. Auf dem höchsten thront Thridi, der Dritte, der Mächtigste, Wodan. Die irdischen Hochsitze der gewaltigsten germanischen Götter sind die drei Grabhügel. Ihre Heiligkeit und die Unzugänglichkeit der Stätte, die man nicht unbefugt und ungeweiht betreten darf, ist auch angezeigt durch die vielfach angetroffenen Reste von einstigen Umwallungen und durch die in den Flurnamen erhaltenen Andeutungen einer ehemaligen Umzäunung der Grabfelder.

Die „Drei Hügel“ entstammen aber nicht erst der Hallstattzeit, sondern gehen auf frühere vorgeschichtliche Epochen zurück, so daß wir also den Kult bei den Grabhügeln schon sehr früh, vielleicht schon in die Jüngere Steinzeit ansetzen dürfen. Das Grab ist ja von Uranfang an die gegebene Kultstätte.

Die Wodansverehrung hätten wir demnach für die Ersteisenzeit und für die Völkerwanderungszeit belegt.

Es kann nun nicht wohl angenommen werden, daß sie in den dazwischenliegenden 1000 Jahren vollkommen verstummt ist. Für die keltische La-Tène-Zeit haben wir allerdings keine deutlichen Belege. Aber die alten Grabhügelfelder werden weiterbenutzt, neue Hügel entstehen. Es ist darum vorauszusetzen, daß mit den alten Grabbräuchen und Grabstätten auch die dort haftenden Kulte übernommen wurden, zumal ja das Volkstum der La-Tène-Zeit aus dem der Hallstattzeit herauswächst und anscheinend gerade vom Rheingebiet seinen Ausgang nimmt. Helm (Altgermanische Religionsgeschichte, S. 359) ist der Ansicht: „... daß der römisch-keltische und der germanische Mercurius bzw.



Abb. 5. Grabstein des Siguisfer Lepontius in Straßburg.

gegen Religionen Krieg zu führen, solange sie den Bestand des Reiches nicht gefährdeten. Infolgedessen breiteten sich, eingeführt durch das tolle Völkergemisch der Römerzeit, eine Menge neuer Götter aus, die dem germanischen Heervater ganz wesensverschieden waren. Und doch mußten sie sich alle eine Umbildung nach dem Willen Wodans gefallen lassen.

Tacitus (Kap. 9) meldet, daß die Germanen neben der Sonne und dem Mond vor allem Mercur, Herakles und Mars verehren. Mit Herakles ist offensichtlich der germanische Hammerschwinger Thor-Donar gemeint. Mars kann kein anderer sein als Ziu. Mercur ist Wodan. Im Leben des hl. Columban heißt es, daß die Alamannen „opfertem ihrem Gotte Wodan, den andere Mercur nennen“. Das Krämervolk der Südländer sah in Wodan nicht den Walvater, sondern den Wanderer und Seelenführer, den römischen Handelsgott Mercur, der gleitend durch die Lüfte zieht und die Toten nach der Unterwelt führt. Mercur finden wir in römischer Zeit hauptsächlich in Nordbaden allenthalben verehrt. Dort saßen seit Ariovists Zeiten die Neckarsueben, die Reste der 100 Gaue des Nasua und Cimberius mit den Hauptorten Ladenburg und Heidelberg-Neuenheim. Als „Cimbrianus“, als ausgesprochen germanischer wird dort Mercur bezeichnet auf zwei Weihesteinchen vom Greinberg bei Miltenberg am Main (CIL 6604) aus dem Jahre 190 n. Chr., auf

einem weiteren Stein von Obernburg am Main aus dem Jahre 212 und auf einem Steine vom Heiligenberg bei Heidelberg (CIL : 6402). Der Heiligenberg hat außerdem noch eine ganze Reihe von Mercursteinen geliefert, die dort eine alte Stätte des germanischen Wodanskultes bezeugen. Die Weihenden waren Bürger der Neckarschwaben. Es ist dabei wenig von Belang, daß nur einmal der Name eines Dedikanten germanisch klingt. Selbst der Name des Ariovist und sogar die Bezeichnung der Germanen werden als keltische Worte angesprochen! Wenn man immer nach der Form der Namen die Nationalität bestimmen wollte, so müßte man auch flavus, den Bruder Armins, als Römer, und Serapio, den jugendlichen Anführer des rechten Flügels der Alamannen in der Schlacht bei Straßburg, sogar als Ägypter bezeichnen.

Wodan in voller Gestalt mit Mantel, Helm und Lanze und mit dem germanischen Rundschild erscheint auf dem sogenannten Lepontiusstein aus Straßburg (Abb. 5), der anscheinend von einem Reiter dem berittenen Gott aufgestellt wurde. Selbst in der plumpen und rohen Ausführung ist noch die machtvolle Gestalt Walvaters zu erkennen. Ausschlaggebend für die Bestimmung der Gottheit ist jedoch der Hahn, der über ihrer linken Schulter steht. Der Hahn ist das Totenopfer (Sokrates: Wir schulden dem Asklepios einen Hahn), er ist der Verkünder des Frührots, der Bote der Auferstehung und der künftigen Welt. Die Völupsa meldet:

„Ob den Göttern frähte Gullinkambi,
(= der mit dem goldenen Kamm)
der in Heervaters Halle die Helden weckt;
doch ein anderer fräht in der Erde Tiefen,
mit rufbraunen Federn in den Kämen des Hel.“

Der Hahn ist demnach auch der Vogel des Totengottes Wodan.

Viel umstritten wird noch die eigentliche Bedeutung einer Gruppe römischer Denkmäler, die im Limesgebiet und seiner Nachbarschaft, der ehemaligen römischen Provinz Germania superior, reichlich angetroffen werden. Es sind die sogenannten Jupitergigantensäulen (Abb. 6). Auf einer quadratischen Basis erhebt sich ein hoher Sockel mit vier stehenden Götterbildern. Darüber kann ein Zwischensockel stehen, ein Rundstück mit den Reliefbildern der Wochengötter (Neckarelz). Des weiteren folgt im Aufbau eine mit Schuppen verzierte Säule (Gengenbach), deren ionisches Kapitell vier Köpfe der Jahreszeitengenien trägt (Pforzheim). Das ganze wird bekrönt von einer plastischen, stark bewegten Gruppe, bestehend aus einem lanzen- oder blitzschleudernden bärtigen Reiter, der über einen auf der Erde liegenden schlangenfüßigen Giganten hinwegsetzt (Heimatatlas, Tafel XIII, Nr. 14). Auf verschiedenen Säulen trägt der Reiter statt der Lanze oder des Bliges ein vierspeichiges Rad.

Die ganze Zusammenstellung der Jupitergigantensäule ist so merkwürdig und durchaus unrömisch, daß man mit Recht alteingesessene heimische Vorstellungen für die Entstehung verantwortlich gemacht hat. Bezeichnend ist die Verbreitung der Denkmalgruppe über rein germanisches Gebiet, bezeichnend ist auch die Aufstellung als private Kultbilder — nicht in städtischen Siedlungen, sondern auf den Bauernhöfen des Landes. Bezeichnend ist fernerhin der Schmuck. Die Viergöttersteine des Sockels geben fast durchweg die Göt-

ter Juno, Mercur, Hercules und Minerva wieder, und zwar regelmäßig in dieser feststehenden Reihenfolge. Eine ganz bestimmte, stets beobachtete Gesetzmäßigkeit ist hier zu erkennen, die darauf hindeutet, daß die vier Götter in einem geschlossenen und festgelegten Zusammenhang zu denken sind.

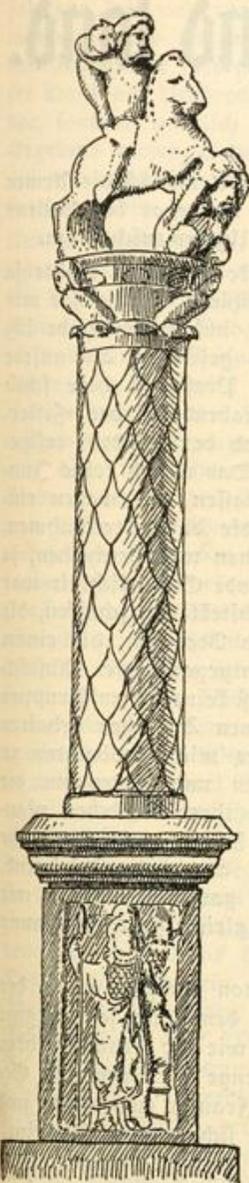


Abb. 6. Jupitergigantensäule.

Zertlein (Die Jupitergigantensäulen) erklärt demnach die vier Götter als „Repräsentanten von Erscheinungen oder Dingen in der Natur, die in regelmäßiger, zeitlicher oder örtlicher Reihenfolge zueinander stehen“ ... Und zwar handelt es sich „um Repräsentanten der Jahreszeiten aus germanischer Vorstellung heraus, wenn auch im ganzen in römische Formensprache übertragen“. Die Juno mit der Fackel ist die Himmelsgöttin, die im Frühjahr das Licht des Lebens wieder anzündet und aufsteigen läßt. Juno steht hier vermutlich an Stelle der germanischen Freya, der Leuchtenden. Minerva, die am Ende der Reihe auftritt, hat als Wintergöttin zu erscheinen; sie ist die römische Interpretation der germanischen Frau Hulda oder Holde, der Lebensmutter, der die Unterwelt gehört und die mit den weiblichen Geistern in der Zeit der zwölf Nächte auszieht. Wenn sie ihr Bett schüttelt, so schneit es auf Erden. Hercules haben wir schon oben als den germanischen Donar kennen gelernt, und in Mercur, an dessen Stelle auch Mars oder Jupiter treten können, ist Wodan selbst zu sehen. An dem nur selten vorhandenen Zwischensockel geben die Götter der Wochentage wiederum die Folge

der Zeiten an. Und als Herr all dieser Gezeiten mit ihrer Regelmäßigkeit erscheint in der Bekrönung der Säule der reitende Gott über dem Giganten. Diese Gestalt hat den Forschern am meisten Kopfzerbrechen gemacht. Einig ist man sich nur darin, daß hier keine römische Gottheit dargestellt sein kann. Wir bekennen uns angesichts der mannigfaltigen von Zertlein vorgebrachten Belege zur Ansicht, daß der Reiter nur als germanischer Himmelsgott angesprochen werden darf. Aber wir folgen ihm nicht, wenn er in ihm Jiu sehen will. Unter den germanischen Asen erscheint nur einer zu Pferde — und das ist Wodan. Ihm gehört auch das Sonnenrad, das er auf einer Anzahl von Denkmälern statt der Lanze schwingt. Aber Wodan über einen Giganten setzend? Wie kann das zur germanischen Vorstellung passen? Man hat in diesem Giganten

den Erdgeborenen, Antäus den Sohn der Gaia, sehen wollen. Er würde demnach die Erde verkörpern, über die der Himmelsgott dahinsprengt. Ich glaube aber, daß man damit wieder allzusehr in römische Vorstellungen einmündet. Der Germane kennt keine Giganten. Umgekehrt ist dem römischen Bildner, der doch diese Säulen geformt hat, der germanische Riese nicht geläufig. Der Gigant ist hier an die Stelle des Riesen getreten, der plastisch gar nicht auswertbar ist. Wodan hat es mit den Riesen zu tun, die er bekämpft, seien es nun die Eisriesen oder die Riesen der Finsternis. Eine gewisse Einschränkung müssen wir allerdings bei unserer Deutung des Gigantenreiters selbst vornehmen. In dem wohluntersuchten römischen Gehöft in der Nähe von Haueneberstein traf man an der Innenseite der Hofmauer die Fundamente und Reste von drei Jupitergigantensäulen nebeneinander an. Auch anderwärts muß eine ähnliche Anordnung vorausgesetzt werden. Es kann sich da nicht um drei zu verschiedenen Zeiten errichtete Denkmäler handeln. Die Zeit der Aufstellung der uns bekannten Säulen erstreckt sich etwa von 170 bis 240 n. Chr. In dieser kurzen Zeitspanne wäre eine zweimalige Erneuerung einer Bildsäule unnötig. Die drei Jupitersäulen von Haueneberstein müssen zu gleicher Zeit nebeneinander gestanden haben; sie stellten in ihrer Dreizahl ein geschlossenes Heiligtum dar. Wiederum erkennen wir demnach hier eine Kultstätte der germanischen Göttertrias, die wir schon bei den Grabhügeln annehmen mußten. Wenn die mittlere Säule dabei höher war als die anderen, so galt sie als der Hochsitz des Thridi-Wodan.

Der germanische Allvater ist aber in römischer Zeit nicht nur in die Gestalt des Jupiter optimus maximus eingegangen, er hat auch dem aus Persien zugewanderten Lichtgott Mithras, dessen Kult doch so genau festgelegt und umrissen war, seine Züge geliehen. Allgemein erscheint Mithras auf den prunkvollen Kultbildern (Osterburken, Neuenheim, vgl. Heimatatlas, Tafel XIII, Nr. 15, 16) als Stiertöter in fast schematischer Haltung. Auf dem Dieburger (Hessen-Starckenburg) Relief dagegen ist er als dahinstürmender Reiter wiedergegeben, ganz in der Haltung des Wodan. Ohne Zweifel hat auch hier die Vorstellung des Germanengottes den Bildner beeinflusst.

Die Macht Wodans ist nicht zu brechen, sie ist bodenständig, aus dem heimischen Boden herausgewachsen, und lebt, solange dieser Boden besteht. Religionen sind ebenso an Blut und Erde gebunden wie die Menschen und können nicht willkürlich übertragen oder entfernt werden. Klima und Boden werden auch auf dem religiösen Gebiet immer wieder ihre Macht ausüben. Joh. Nep. Sepp drückt diese Erkenntnis in dem lapidaren Satze aus: „Ein Volk wechselt seine Götter nicht.“ Und auch heute haben wir es nicht nötig, Wodan wieder zum Leben zu erwecken, denn er lebt und wirkt im Volksglauben und im Volksbrauch. Er lebt aber auch im Christengott und seinen Heiligen weiter (Jung: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit). Wodan lebt, und — der germanische Glaube wird Recht behalten — er wird leben, solange bis die Welt durch ein neues aus dem heimischen Boden erwachsendes Erlebnis erschüttert und umgestaltet wird, das gleichbedeutend ist dem unerhörten Schritt vom prälogischen zum abstrakten Denken.

Wie ich Hitlers Deutschland fand.

Im Juni 1922 ging ich eines Tages an der Alster in Hamburg spazieren. Ein breitschultriger, riesenhaft großer Arbeiter war gerade dabei, von einem Wagen Kohlen in einen Keller zu schaufeln. In sachter Fahrt kam ein neues, aber doch nicht besonders elegantes Privatauto vorbeigefahren. Ganz mechanisch, als wäre es ihm eine selbstverständliche Pflicht, nahm der Arbeiter ein großes Kohlenstück und warf es nach dem Auto. Er kümmerte sich nicht einmal darum, ob es getroffen hatte, er setzte ganz gelassen seine Arbeit fort.

Im Juni 1935 war ich draußen in Pasing, einer Vorstadt Münchens, und wartete auf eine Straßenbahn. Es war gerade Musterung da, und aus einem Gasthof auf der anderen Seite der Straße kamen ungefähr 20 junge Arbeiter heraus, die gerade fertig und für tauglich befunden worden waren, ihr Vaterland zu verteidigen. Sie gingen je zwei und zwei im Takt, hurtig und froh sangen sie, und die beiden ersten spielten einen Militärmarsch auf der Ziehharmonika. Als sie auf der Straße angelangt waren, nahmen sie Abschied von dem Unteroffizier und dem Militärarzt, die mit im Zuge gingen. Frohes Lachen und manch kräftiger Schlag auf die Schulter begleiteten diese Abschiedsszene. Und dann ging es wieder in das Gartenrestaurant, um bei einem Seidel Bier und neuen Liedern seiner Freude Ausdruck zu geben, daß man wert befunden war, im Notfalle sein Vaterland und damit auch die Volksgenossen verteidigen zu dürfen, die zu hassen ihr Hamburger Kamerad noch vor 13 Jahren für selbstverständlich gehalten hatte.

Ich habe den bestimmten Eindruck, daß diese beiden kleinen Szenen ein gutes Bild von dem deutschen Volke 1922 und 1935 geben. „Das Bewußtsein einer Schicksalsgemeinschaft führt zur Volksgemeinschaft.“ Die Feinde Deutschlands und damit der germanischen Rasse haben Sorge dafür getragen, diese Schicksalsgemeinschaft in jedes deutsche Hirn einzuprägen. Ebenso wie im Beginn des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Erhebung gegen Napoleon mit Schwert und Gewehr aus der Knechtung emporkam, so haben sich jetzt das Judentum, die Entente und andere für sowohl den Kriegs- als auch den „Friedensausbruch“ verantwortliche Mächte als die Kraft gezeigt, die „stets das Böse will und mal das Gute schafft“. Das deutsche Volk scheint in all seinen Bevölkerungsschichten sehend geworden zu sein, und der deutsche Geist hat seinen großen Befreiungskampf begonnen. Es ist für ein Volk immer schwerer, sich von geistiger als von körperlicher Knechtschaft zu befreien, aber wenn es dann doch einmal gelungen ist, so ist das Ergebnis nicht nur schöner, sondern auch dauerhafter. Und in dem Kampf, den das Deutschland Adolf Hitlers nun auszukämpfen hat, hat es die Sympathien aller freien und klar-

denkenden Menschen. Die braune Armee ist die Armee des Abendlandes, ist das letzte Aufgebot der Kultur und der Menschheit gegen das Untermenschentum.

Aber ich bin vom Thema abgekommen, ich wollte ja von meinen Reiseeindrücken erzählen! Vieles hat mir in Deutschland Freude gemacht, und vieles habe ich, wie ich erwartete, ganz anders gefunden, als unsere überwiegend „gleichgeschaltete“ Presse es hier schildert. Ich habe an einem Heimabend bei der Hitler-Jugend und einem beim „Bund der Mädel“ teilgenommen, beides in Stuttgart. Das waren keine Jungen und Mädel der oberen Klassen, das waren einfache und arme Jugendliche, die daran teilnahmen. Die Einrichtung in ihren Heimen war bescheiden, ja armselig, und die dort herrschende Gemütlichkeit war bestimmt von keinem Innenarchitekten geschaffen, die kam aus der Begeisterung und Idealität, die einem von diesen jungen Menschen entgegenwogte. Absichtlich hatte ich es so geordnet, daß keine dieser Gruppen im voraus wußte, daß sie einen Besucher erhalten würde. Um so mehr freute es mich, beobachten zu können, wie frei, ungezwungen und angenehm die Führerin der Gefolgschaft mit ihren Mädchen plauderte, wie das Ganze ohne Zwang und künstliche Nachenschaften dahinfließ — anregend, belehrend, unterhaltend, so daß die Mädel gar nicht wußten, wie die Zeit dahinschwand. Und die gleiche gute Stimmung herrschte bei den Jungen.

In München fand ich in Anton Drexler einen der edelsten und besten Menschen, denen ich je begegnet bin, und in Nürnberg sah ich, wie der Frankenführer Julius Streicher trotz der Menge der laufenden Geschäfte sich Zeit gab, eine arme Frau zu empfangen und ihr Hilfe zu geben — sie hatte sich in dem Labyrinth der juridischen Unterinstanzen verirrt. Dieser Geist bei den Leitenden der Bewegung ist es, der einen Widerklang im Volke gefunden hat, und wird die gesamte Jugend in dem Geiste erzogen, den ich bei den Heimabenden in Stuttgart spürte, so wird das kommende Geschlecht noch mehr zusammenschweißt, wird noch einiger, stolzer und freier dastehen als das gegenwärtige, in dem doch noch ein Rest des alten Sauerteiges leben muß.

Im Sterneckerbräu in München, dem Geburtsort der Bewegung, heißt es nicht „Herr Bankdirektor“ oder „Herr Bäckermeister“, nicht Preusse oder Bayer, sondern „hie gut deutsch allewege“, und mein Wunsch und mein Glaube sind, daß es so in ganz Deutschland werden möge — auch uns übrigen Abendländern zum Segen.

Es ist auch äußerst erfreulich, daß man im jetzigen Deutschland andere und ergebnisreichere Methoden zur Bekämpfung des Verbrechertums eingeführt hat als bei uns und in anderen Ländern. Durch Interviews

auf dem Polizeipräsidium Alexanderplatz in Berlin sowie durch Literatur und eigene Nachforschungen habe ich feststellen können, t e i l s, daß man im Gegensatz zur Zeit vor 1933 sich wieder vollkommen sicher wann und wo auf den Straßen und in den Lokalen der Großstädte bewegen kann, t e i l s, daß man Gott sei Dank die Verbrecher nicht länger wie franke Kinder, sondern wirklich wie Verbrecher behandelt. Das Ergebnis dieser Behandlung ist deutlich erkennbar und erfreulich für alle — außer natürlich für die Verbrecher selbst.

Und wie steht es mit den Schulen? Nach nur flüchtigen Besuchen hier und da kann ich kein abschließendes Urteil darüber fällen, auch nicht wenn ich ein bedeutend größerer Pädagoge wäre, als ich es bin. Aber ich habe eine NS.-Zago-Schule am Wannsee in Berlin besucht, die unter der ausgezeichneten Leitung des Universitätsdozenten Dr. Wagner steht, und ich habe mich davon überzeugen können, daß die Schüler, die von dort nach ihrer Heimat entlassen werden, von Liebe zu ihrem deutschen Vaterland erfüllt und voll von Eifer und Können sind, so daß jeder von ihnen auf seinem Platz das Charakteristische und Wertvolle in deutscher Art erkennen und fördern wird. Auf der Plassenburg in Nordbayern sah ich politische Leiter aller Gauen und Stände, und alle fühlten sich als Brüder und Soldaten in Adolf Hitlers Armee der Freiheit. Hier war keiner Zigarettenarbeiter oder Regierungsrat, sondern alle waren Kämpfer für ein großes und edles Werk, und ich war Zeuge dessen, wie sie während der drei Wochen langer, herrlicher Ferien von ihrem gewöhnlichen Beruf, ausgefüllt mit Sport und Wanderungen in einer der schönsten und erinnerungsreichsten Gegenden Deutschlands, nicht nur in den Grundpfeilern ihres Glaubens, sondern auch ihres Wissens gefestigt wurden. Die Männer, mit denen ich das Glück hatte während ein paar kurzer Tage zusammen sein zu dürfen, waren von einem Adel des Charakters, weit vornehmer als der, den Geburt, Geld oder Wissenschaft zu geben vermögen. In der Hans-Schemm-Schule, außerhalb Münchens, hörte ich einer Unterrichtsstunde zu, die darauf hinauszielte, das Gefühl der Volksgemeinschaft zu stärken und den werdenden Volksschullehrern klar zu machen, daß sie, wenn sie die Anstalt verlassen und in ihrem Beruf arbeiten, noch nicht mit der Arbeit des Tages fertig seien, wenn die Kinder entlassen sind, sondern daß sie durch ihr persönliches Leben dem Volke ein Vorbild sein müßten und sich nach Wissen und Beschäftigung verlangenden ärmeren und arbeitslosen Volksgenossen anzunehmen hätten. Ich erlebte auch, wie viele von den Schülern sich sofort verpflichteten, ihre Kraft und Zeit und in vielen Fällen auch Geld für dieses Volksbildungs- und Erziehungswerk zu opfern, das ihnen zwar keine materiellen Vorteile bringen konnte, wohl aber das Bewußtsein, ein Volk von Brüdern zu schaffen, mitgeholfen zu haben.

Ich wohnte einen Tag dem Unterricht im Gymnasium in Karlsruhe bei, und mein Eindruck ist der, daß man hier mehr als bei uns in Schweden es darauf anlegt, I n t e r e s s e für die Arbeit zu schaffen und die großen Linien klar zu ziehen; Einzelwissen können die Schüler leichter sich selbst verschaffen, wenn sie sowohl Interesse für ein Thema als auch Verständnis für dasselbe bekommen haben. Wir lehren unsere Schüler vielleicht mehr, was zu geschehen scheint, die deutschen Lehrer, was darin geschieht in dem, was zu geschehen scheint. Unsere Schulpolitik in Schweden geht darauf hinaus, so viele wie möglich zu einem Examen heranzubilden; in Deutschland hat man eingesehen, daß ein brotloses, intellektuelles oder halbintellektuelles Massenproletariat nicht nur kein Glück, sondern eine direkte Gefahr für den Staat bedeutet, und außerdem scheint man sich klar geworden zu sein, daß es nicht das Ziel einer vernünftigen Schulpolitik sein soll, die praktischen Berufe aller Begabungen zu entblößen. Als Folge dieser Politik dürfte das Durchschnittsmaterial in den deutschen Schulen bedeutend besser sein als bei uns. Auch der Unbegabte kann eine Regel oder ein Zitat mechanisch aussagen, aber es ist für ihn schwerer, die Grundlinien zu einem scheinbar verworrenen Geschehen herauszufinden. Deswegen wird in unseren Schulen seltener die Ursache hinter dem Ergebnis entdeckt.

Ich glaube also, daß der deutsche Lehrgang nicht nur besser ist, sondern auch leichter in einer deutschen Schule als in einer schwedischen durchführbar ist. Besonders interessierten mich die Geschichtsstunden, denen ich zuhörte, und wo Gesichtspunkte hervorgehoben wurden, die liberalistischer Weltanschauung nach feigerisch, meiner Überzeugung nach aber richtig waren. Andere Unterrichtsstunden zeigten mir, wie Liebe zur Muttersprache und zu den Schülern, vereint mit pädagogischer Schaffenslust und Intuition, sozusagen Gras in der Wüste hervorzuzaubern vermochten — sie machten selbst aus denjenigen Schülern Stilisten, die nicht gerade zu Schriftstellern geboren waren.

Die Rassenbiologie nimmt einen immer bedeutungsvolleren Platz im deutschen Schulschema ein. Daß das mit Recht geschieht, dafür kann ich einen indirekten, aber doch starken Beweis liefern. Unsere jetzige marxistische Regierung in Schweden hat den Unterricht in Rassenbiologie und Erblichkeitslehre von dem Lehrplan der sog. Realschule (Gymnasium bis zur Einjährigereife) gestrichen und gestattet danach nur den Unterricht in diesen Fächern in den obersten Klassen des Gymnasiums, und auch da nur in sehr kleinem Umfange.

Mein Gesamteindruck aus dem neuen Deutschland dürfte aus dem Gesagten hervorgehen. Ich freue mich, daß das deutsche Volk sich selbst gefunden hat und reinen Tisch mit der Unmenge demokratischen und internationalen Spuks gemacht hat und daß vor allem die Zeiten der Uneinigkeit endgültig vorbei oder wenigstens nur noch leicht zu zählen sind.

Fremdenverkehr und Schule.

Bestimmt ist es mit der Behandlung des Fremdenverkehrs, seiner Einrichtungen und Pflege im Unterricht aller Schulgattungen besser geworden. Das hängt wohl schon damit zusammen, daß sich die öffentliche Meinung in den letzten Jahren sehr zugunsten des Fremdenverkehrs und seiner hohen Bedeutung für Volksleben und Wirtschaft gewandelt hat. Gleichwohl kann es für die Orte, die einen bedeutsamen Fremdenverkehr haben und ihn bewußt pflegen, zu neuen Anregungen und Planungen führen, einmal in den Hauptpunkten die Beziehungen klargestellt zu sehen, die zwischen Fremdenverkehr und Schule bestehen oder bestehen sollen.

Es wird in der Schule sich darum handeln, die Beziehungen des Fremdenverkehrs zu Heimat, Natur, Volkskunde und Kulturpflege ins Blickfeld der Jugend zu rücken und vor allem schon an der Jugend eine Art von Erziehungsarbeit für den Fremdenverkehr zu leisten. Wie in der gesamten Wirtschaft der Mensch im Mittelpunkt zu stehen und allen Wirtschaften Form und Inhalt zu geben hat, so ist erst recht in der Fremdenverkehrswirtschaft das Verhältnis vom Gastgeber zum Gast, vom Einheimischen zum Fremden auf der Grundlage des Bewußtseins echter Volks- und Menschenwürde aufzubauen und zu pflegen. Hierfür in den Fremdenorten die Einwohnerschaft von der frühesten Jugend an vorzubereiten, ist ein dankbares Aufgabengebiet der Schule.

Die Fremdenverkehrswirtschaft als Unterrichtsstoff in der Schule sollte bereits früh im heimatkundlichen oder heimatgeschichtlichen Unterricht eine Rolle zu spielen beginnen. Es wird dabei den Kindern vor allem klarzumachen sein, wie der Fremdenverkehr in einem Orte oder einer Gegend entstanden ist, welche Vorkommnisse in Natur, Kultur oder Religion ihn ins Leben gerufen und nach den ersten Anfängen weiterentwickelt haben. War es das Bild der Landschaft, eine Heilung spendende Quelle, ein der Gesundheit besonders zuträgliches Klima, ein See oder ein Fluß, die die ersten Anregungen gaben und Fremde zu vorübergehendem Aufenthalt anzogen? Waren es Stätten der Kunst, Wissenschaft, Bildung oder alter Kultur, die ihre Anziehungskraft nach allen Teilen der Welt ausstrahlten? Oder waren es Kult- und Wallfahrtsorte, die als Mittler religiösen Lebens eine Schar von Gläubigen in sich zu versammeln begannen? An trefflichen Beispielen aus dem deutschen Fremdenverkehr kann gezeigt werden, wie sich um ein besonderes Vorkommnis die Fremden anzusammeln anfangen und wie sich ihr Kreis allmählich erweiterte.

Ist so im Unterricht der Grund zu einem Wissen um das Entstehen und die ersten Anfänge des Fremdenverkehrs gelegt, so kann in weiteren Stufen das Wichtigste von den Maßnahmen in der Fremdenverkehrspflege und von der Entwicklung des Fremdenverkehrs behandelt werden. In der Hauptsache werden dabei die folgenden Fragen zu besprechen sein: Was ist zur Verbesserung des Verkehrs durch Bahnverbindungen, Kraftpostlinien, Bergbahnen, Fluglinien, Anlage neuer Straßen, Gärten und Spazierwege, Trink- und Wandelhallen, Kur- und Badehäuser, Freibadeanstalten und Spielplätze für den Aufenthalt der Fremden getan worden? In welchem Umfang hat das Aufkommen des Sports den Fremdenverkehr beeinflusst und zur Errichtung besonderer Sportanlagen, z. B. von Tennisplätzen, Golfplätzen, Reitbahnen, Rodelbahnen, Bobbahnen, Skisprungschanzen, Eislaufplätzen, geführt? Gibt es Volksfeste oder volkstümliche Veranstaltungen, die den Fremdenverkehr begünstigen? Welche sportlichen Wettkämpfe finden in den Hauptzeiten des Fremdenverkehrs statt? Sind Unterrichts-, fortbildungs- oder Weiterbildungskurse für einzelne Wissensgebiete oder Berufe eingerichtet worden, die geeignet sind, mittelbar oder unmittelbar dem Fremdenverkehr zu dienen? Welche Ausstellungen, Kongresse, Tagungen, Heimat- und Volksfeste haben stattgefunden, von denen ein fördernder Einfluß auf den Fremdenverkehr zu erwarten und festzustellen war? Welche Einrichtungen der öffentlichen Hygiene kommen dem Fremdenverkehr zu statten, z. B. Quellwasserversor-

gung, Schwemmkanalisation mit Kläranlage, Desinfektionsanstalten, Müllabfuhr u. dgl.? Da dem Fremdenverkehr das Bestreben innewohnt, das Eigenleben der Orte und Gebiete zu verflachen, das Tragen von Trachten, das Sprechen der Mundart, ortsübliche Gebräuche zurückzudrängen, wird schon die Schule sich mit dem Gedanken beschäftigen, was zu ihrer Erhaltung bisher geschehen ist und künftig noch geschehen kann.

Ist ein Überblick über den Fremdenverkehr in der Heimat gewonnen, so kann daran gegangen werden, die Bedeutung des Fremdenverkehrs für das Land und die einzelnen Reichsgebiete aufzuzeigen. Es genügt hierbei, den belehrenden Hinweis auf jene Gebiete zu beschränken, die wirtschaftlich vorwiegend auf den Fremdenverkehr angewiesen sind. Die Geographie der bedeutendsten Erholungsgebiete im Reich läßt sich wohl ohne Schwierigkeit mit dem übrigen geographischen Unterricht verknüpfen und ihre Eigenart an Hand von Karten, die auch über Richtung und Stärke des Fremdenstroms etwas aussagen, den Schülern erklären.

Wenn durch den Unterricht die Aufmerksamkeit der Jugend für den Fremdenverkehr geweckt ist, dann kann auch schon die erste Erziehungsarbeit für das Verhalten der Jugend in den Fremdenorten beginnen. Drei Hauptdinge werden in den Vordergrund zu stellen sein: Sauberkeit, Freundlichkeit, Heimatjinn. Ohne erschöpfend sein zu können, darf zu jedem der drei Hauptfordernisse eine kleine Bemerkung beigegeben werden.

Sauberkeit! Die Jugend eines Fremdenortes, die auf Sauberkeit an sich und in ihrer Umgebung hält, wird bei keinem Gast einen guten Eindruck verfehlen. Sie wird noch gewinnen, wenn sie dazu erzogen ist, auf peinliche Sauberkeit nicht bloß in der Schule, sondern auch beim Spiel, in den Anlagen, auf der Straße und auf den Wegen zu achten, keine Papierchnigel, Abfälle oder Reste in die Straßenrinne oder einen Bach zu werfen, sondern sorgsam in die dafür aufgestellten Abfallkörbe zu legen; wenn sie sich gehalten weiß, nicht in den Anlagen, sondern nur auf den dafür bestimmten Plätzen zu spielen, keine Blumen oder Blüten in den Anlagen abzureißen, nicht auf den Ruhebänken herumzuklettern.

Freundlichkeit! Dem fremden Gast geziemt Höflichkeit und freundliches Wesen. Das will nicht besagen, daß die Schuljugend jeden Fremden grüßen soll; man beschränke das auf Persönlichkeiten, die ihr bezeichnet werden! Aber Freundlichkeit schließt ein, daß auf Fragen von Fremden, so gut es die Jugend versteht, Auskunft gegeben wird. Wenn mit einem freundlichen Wesen eine bescheidene Zurückhaltung gepaart ist, dann bedeutet das für die Jugend des Fremdenortes keinen Mangel, sondern eine weitere Auszeichnung.

Heimatliebe und Sinn für Heimatpflege! Der Fremde soll sich an dem Eifer der Jugend für ihre Heimat erbauen und erheben können. Vom Schulbeginn an sollen die Kinder verstehen und erfassen lernen, was der Heimat und ihrem Wesen besonders frommt, was es gerade in Fremdenverkehrsorten bedeutet, den heimatlichen Kern in Natur, Volksitten und -gebräuchen, in Trachten und Mundart zu erhalten, die Meister und Künster des Heimatgutes zu ehren, die Natur in Tieren, Pflanzen, Gesteinen, die Kultur in Überresten und Denkmälern zu schützen und so im Ganzen das Gepräge trotz aller Neuerungen und Fortschritte zu erhalten, wie es den Fremden von jeher entzückt hat. Wie sehr Kinder durch ihr Verhalten den Fremden beeindruckt und fesseln können, hat kein Beringerer als Goethe auf seiner italienischen Reise erfahren und in seinem Reisetagebuch für Frau von Stein festgehalten. Er schreibt aus Verona am 23. September 1786: „Das Volk selbst ist gewiß von Grund aus gut, ich sehe nur die Kinder an und gebe mich mit ihnen ab... In meiner Figur... stell ich mich auf den Markt unter sie, rede über jeden Anlaß, frage sie, sehe, wie sie sich untereinander gebärden, und kann ihre Natürlichkeit, freien Mut, gute Art usw. nicht genug loben.“